

Die achte Ausgabe unseres Newsletters *Transkriptionen* widmet sich diesmal dem Schwerpunkt »Das politisch Imaginäre«. Der Schwerpunkt nimmt damit eine Thematik auf, die Gegenstand einer Konferenz war, die das Forschungskolleg im Mai 2007 unter dem Titel »Ästhetische Regime um 1800« im Bonner Universitätsclub veranstaltet hat. Im ersten Beitrag zu diesem Schwerpunkt behandelt Ethel Matala de Mazza die von Louis-Sébastien Mercier 1781 unter dem Titel *Tableau de Paris* veröffentlichten Prosaskizzen und untersucht, wie diese Miniaturbeschreibungen durch die Inszenierung eines polizeilichen Blicks, der aus dem Chaos des Pariser Großstadttags geordnete und disziplinierbare Einheiten löst, Operationsweisen des Mikropolitischen sichtbar machen. Unter dem Titel »Die spekulative Szene des Politischen« befragt Lars Friedrich die Texte Jacques Rancieres nicht nur daraufhin, wie in ihnen das Verhältnis von Politik, Philosophie und Ästhetik gedacht wird, sondern fragt auch danach, welche spekulative Dialektik, welches ökonomische Modell diesem von Rancière beschriebenen Verhältnis zugrunde liegt. Harun Maye schließlich reflektiert in seinem Beitrag »Die imaginäre Gemeinschaft«, wie mediale, ästhetische und rhetorische Prinzipien allen politischen Beschreibungen der Gesellschaft insofern vorausgehen, als sie konstitutiv an der Bildung von Gemeinschaften beteiligt und derart immer schon Voraussetzung jeder Form des Politischen sind.

In der Rubrik *Konzepte* geht Ludwig Jäger der Frage nach, welche »Bezugnahmepraktiken« dem Verhältnis verschiedener Medien zueinander, aber auch dem Verhältnis eines Medium zu sich selbst zugrunde liegen. Sein Beitrag skizziert die »operative Logik der Mediensemantik«, indem er mit dem Spur-, dem Interpretations- und dem Medialitätsprinzip die epistemologischen und zeichentheoretischen Voraussetzungen jeder transkriptiven Bezugnahme analysiert.

In der Rubrik *Veranstaltungen* stehen neben zahlreichen Workshops vor allem die Gastprofessuren und Konferenzen im Mittelpunkt, die das Forschungskolleg im ersten Halbjahr 2007 veranstaltet hat. So waren die Sprachphilosophin Donatella di Cesare aus Rom, der russische Philosoph Michail Ryklin, der Musikwissenschaftler und Komponist Richardo Mandolini von der Universität Lille sowie die Medien- und Kulturwissenschaftlerin Anna McCarthy aus New York zu Gast aufenthalten am Forschungskolleg. Das Spektrum der aus den Teilprojekten heraus konzipierten Konferenzen reichte von Fragen der Medieninformatik, der »Medialen Codierungen des Sports«, über die Frage nach »Medienbewegungen« als Techniken der Kommunikation und Wissenskonsstituierung und der Problematik »Ästhetischer Regime um 1800« bis hin zum Zusammenhang von »Comic und Stadt«. Darüber hinaus leistete das Forschungskolleg mit der Veranstaltungsreihe KulTouren einen genuine Beitrag zum »Jahr der Geisteswissenschaften«. Hinzuweisen ist an dieser Stelle auch auf die für Oktober geplante Konferenz zur »Mediologie der Verschwörung« unter dem Titel »The Parallax View«.

In der Rubrik *Publikationen* stellen wir Neuerscheinungen vor, die aus der Arbeit der Teilprojekte des Kollegs heraus entstanden sind. In der Rubrik *Profil* schließlich setzen wir die exemplarische Vorstellung einzelner Teilprojekte fort. In diesem Heft präsentiert sich das Teilprojekt C9 »Die Disziplinierung des Bildes: Imagination und politische Ordnung«. Wir hoffen, Ihnen auch mit dieser Ausgabe Einblicke in die Arbeit des Kollegs zu ermöglichen und freuen uns auf Zuspruch und Kritik.

Ludwig Jäger

Bezugnahmepraktiken. Skizze zur operativen Logik der Mediensemantik

von
Ludwig Jäger

Dass Medien intermedial aufeinander Bezug nehmen, dass sie sich intramedial in rekursiven Schleifen auf sich selbst beziehen, ist in den Kulturwissenschaften in den unterschiedlichsten disziplinären Kontexten ein vertrautes Phänomen. Hinter den vielfältigen »Praktiken« der Bezugnahme,¹ durch welche intermediale Verhältnisse gekennzeichnet sind und welche die Verfahren der *Sprache*, der *Kommunikationsmedien* und der *Künste* – und damit wesentliche Teile der kulturellen Kommunikation – bestimmen, lässt sich eine grundlegende Verfahrenslogik der kulturellen Semantik ausmachen, die ich als eine *Logik der Transkription* beschrieben werden kann. In alle diese Verfahren der intra- und intermedialen Kopplung und Bezugnahme ist eine allgemeinere mediale Operationslogik eingeschrieben, die für die Musik und ihre verschiedenen Aufzeichnungs- und Notationsformen, für die Sprach-, Schrift- und Bildmedien ebenso gilt wie für die sog. »Neuen Medien«. Für alle diese Medien- und Zeichensysteme ist es charakteristisch, dass sie ihre Sinn generierenden und transformierenden Leistungen wesentlich in semiologischen Prozeduren der inter- und intramedialen Bezugnahme organisieren.

In der Tat lässt sich ohne eine Theorie der intra- und intermedialen Bezugnahme ein angemessenes Konzept von »kultureller Semantik« nicht entfalten. Transkriptive Bezugnahmeformen sind es, mit denen sich – wie man in Anlehnung an Geertz formulieren könnte »der Mensch [...] in selbstgesponnene Bedeutungsgewebe verstrickt«, die dasjenige ausmachen, was wir »Kultur« nennen.² Sie grundieren jene externen und internen Prozeduren, mit denen, so Foucault in seiner Antrittsvorlesung *Die Ordnung des Diskurses*, »in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird.«³ Auch für Foucault greifen die Formen der prozeduralen Kontrolle des Diskurses als Um- und Wiederschreibung, als Rekontextualisierung und Readressierung von Sinn auf Verfahren zurück, die konstitutiv in einem Horizont der Bezugnahme situiert sind. Transkriptivität erst setzt Diskurse instand, »am Ursprung anderer Sprechakte [zu] stehen, [...] sie wieder auf[zunehmen], [zu] transformieren oder [zu] besprechen«⁴ – und Transkriptivität ist es auch, durch die die von Foucault diagnostizierte paradoxe Spannung bestimmt wird, in der Bezugnehmende Diskurse zu ihren je »ursprünglichen« Diskursen stehen: nämlich »zum ersten mal das [zu] sagen, was doch schon gesagt worden ist«,

und »unablässig das [zu] wiederholen, was eigentlich niemals gesagt« wurde.«⁵

Im Folgenden möchte ich drei Prinzipien charakterisieren, die dem zugrunde liegen, was man die operative Logik der Mediensemantik nennen könnte. Unter »operativer Logik« verstehe ich dabei zweierlei: (1) einmal das Ensemble von generativen Regeln, das den autochthonen Semantiken je einzelner Medien- und Zeichensysteme als medienspezifische Grammatik zugrunde liegt, und dort z.B. die Formen der intramedialen Selbstbezugnahme regelt und (2) zum zweiten das Ensemble der Regeln, das die Formen der intermedialen Bezugnahmen differenter Medien- und Zeichensysteme aufeinander organisiert, das also z. B. die – wie Werner Holly sie genannt hat – »transkriptiven Muster« steuert, die etwa der audiovisuellen Bedeutungskonstitution in der Fernsehberichterstattung zugrunde liegen.⁶

1. Das Spur-Prinzip

Für das Modell der Mediensemantik, das ich hier skizzieren möchte, ist die Maxime zentral, dass die Fähigkeit von Subjekten, mit Zeichen auf Gegenstände einer transsemiotischen Welt Bezug zu nehmen, in Begriffen der Fähigkeit erklärt werden muss, mit Zeichen auf Zeichen Bezug zu nehmen. Man könnte diese Maxime mit Robert B. Brandom auch so formulieren, dass »in der Reihenfolge semantischer Erklärungen der Inferenz Vorrang vor der Referenz eingeräumt werden muß.«⁷ Mit dieser Priorisierung inferentieller vor referentiellen Bezugnahmen bindet Brandom den repräsentationalen Gehalt von Begriffen, Behauptungen und der in ihnen enthaltenen Überzeugungen, kurz die »interne« Sphäre des Mentalen, an den externen Raum medialer Diskursivität.⁸ Sein Begriff der »expressiven Vernunft« ließe sich insofern auch in den einer *semiologischen* oder allgemeiner *medialen Vernunft* überführen: Für ihn sind kognitive Operationen als mentale Prozesse, die referentielle Bezugnahmen ermöglichen, auf die expressive *Spur* ihrer medialen Erscheinung angewiesen, weil sich erst hier, im medialen Raum kommunikativer Bezugnahmen, sowohl Subjekte möglicher Referenzhandlungen als auch Welten ausbilden können, auf die referiert werden kann.

Brandoms Privilegierung inferentieller Bezugnahmen (vor referentiellen) – von der bei der Erörterung des »Interpretations-Prinzips« noch näher die Rede sein wird – muss im Horizont

einer zugleich epistemologischen und semiologischen Grundannahme gelesen werden, die sich in der sprachphilosophischen Kritik des frühen 19. Jahrhunderts an der cartesianisch/kantischen Subjekt- und Sprachidee ausgebildet hat. Der Kern dieser Hypothese lässt sich so formulieren, dass in dem Tripel Erkenntnissubjekt – Zeichen – Erkenntnisobjekt das Zeichen die zentrale Rolle spielt, weil es eine notwendige Entstehungs- und Bestandsbedingung für die beiden anderen Konstituenten darstellt.⁹ Sowohl die begriffliche Ausdifferenzierung der Welt als auch die Genese des Bewusstseins, das sich auf sie bezieht, sind ohne den medialen ›Umweg‹ semiologischer Selbstlektüre und zeichen-vermittelter Interaktion, d.h. ohne intra- und intermediale Bezugnahmen nicht möglich. Erst auf dem Umweg einer semiologisch vermittelten Selbstlektüre – die zugleich in ein komplexes Netzwerk kultureller Texturen eingewoben ist – kann das Subjekt sich in seiner Erkenntnisbeziehung zur Welt konstituieren.

Die Figur der sprachvermittelten und bewusstseinskonstitutiven Rückwendung des Subjektes auf sich selbst hatte in erkenntnistheoretischer Absicht zum ersten Mal Humboldt in seiner Sprach- und Zeichenphilosophie entfaltet. Gegenüber der cartesianisch-kantischen Subjektidee machte er geltend, dass die ›innerliche intellektuelle Tätigkeit‹ eines solipsistischen Subjektes ›gewissermaßen *spurlos* vorübergehend‹ wäre, wenn sie sich nicht an die *Äußerlichkeit des Lauten in der Rede* binde. Ohne eine solche mediale Vermittlung des Mentalen könne – so Humboldt – »das Denken [...] nicht zur Deutlichkeit gelangen, die Vorstellung nicht zum Begriff werden.«¹⁰ Die Äußerlichkeit der Rede, der performative Auftritt der Zeichen, ist für Humboldt jener mediale Ort, an dem allein es möglich wird, »den Gedanken [...] zur Rückwirkung auf das Subject, aus sich heraus und sich gegenüber zu stellen.«¹¹ Erst in der *Spurenlese*, der Relektüre, in der der ›Geist‹ der medialen *Spur* der eigenen mentalen Akte begegnet, in der Transkription des Mentalen in die semiologischen Register des Medialen, kann sich begriffliche Distinktivität einstellen und ein Subjekt möglicher begrifflicher Unterscheidungshandlungen konstituieren. Das »laufende Unterscheiden von Selbstreferenz und Fremdreferenz in allen Operationen des Bewusstseinsystems setzt – so formuliert Luhmann später – eine Zeichenstruktur voraus.«¹² Bereits Humboldt entwirft dabei die medial vermittelte autoreferentielle Selbstbegegnung des Geistes als eine *Wiederholungsgeste*, in deren Vollzug das Wiederholte im Akt der Iteration in gewissem Sinne erst hervorgebracht wird: die Selbstlektüre des Geistes nimmt die Form einer ›Begriffsbezeichnung‹ an, in der – wie Humboldt formuliert – »die Bezeichnung erst das Entstehen des zu Bezeichnenden vor dem Geiste vollendet.«¹³ In einer metaleptischen Figur wird das Vorgängige, das zu Bezeichnende, erst in der Nachträglichkeit der Bezeichnung, gleichsam in einer transkriptiven Umschrift konstituiert. Insofern könnte man auch sagen, dass in alle Formen der semiologischen Be-

zugnahme als Grundfigur eine ursprüngliche Doppelung eingeschrieben ist, durch die sich das zu Bezeichnende (die Bezugnahmeadresse) erst im Zuge seiner Bezeichnung (der transkriptiven Bezugnahmebehandlung) herausbildet.

Man könnte auch eine solche spurtheoretische Überlegung mit Derridas These in Verbindung bringen, dass Sprache lange vor ihrer kulturhistorischen Verzweigung in Rede und Schrift durch ein grundlegendes Verfahren bestimmt wird, ein Verfahren, das er »Ur-Schrift«¹⁴ nennt. Bei diesem Verfahren handelt es sich um die Bewegung der »différance«, um jene »irreduzible Ursynthese«,¹⁵ in der sich die Vorgängigkeit des Zeichensinns und des Bewusstseins, das ihn erzeugt, immer nur auf dem Weg der nachträglichen Prozessierung durch materielle Zeichen herstellen lässt. Wie vor ihm Humboldt skizziert Derrida die theoretischen Umrisse einer transzendental-medialen Bedingung von Mentalität, die gegen die Metaphysik der »Innerlichkeit der Seele«¹⁶ das Draußen exteriorer Zeichenprozesse in Stellung bringt: Er wendet sich insbesondere gegen die Idee eines »transzendentalen Signifikats« als »Ausdruck reiner Intelligibilität«,¹⁷ gegen die Metaphysik der »Selbstpräsenz der Seele im wahren Logos«.¹⁸ In einem gleichsam medientheoretischen Gestus insistiert er gegenüber den klassischen Zeichen- und Bewusstseinsphilosophien auf der grundlegenden Bedeutung des Signifikanten für die Konstitution des Signifikats; die Privilegierung des Signifikats ist illegitim, weil ein Bezeichnetes unabhängig von der Phänomenalität des Zeichens nicht existent sein könnte: »Es gibt [...] keine Phänomenalität, welche das Zeichen oder den Repräsentanten reduziert, um schließlich das bezeichnete Ding im Glanz seiner Präsenz erstrahlen zu lassen.«¹⁹

Derridas Angriff richtet sich also – wie zuvor der Humboldts – auf die Metaphysik der Präsenz, die Idee der unmittelbaren »Selbstpräsenz des cogito«²⁰ und seiner signifikativen Leistungen, indem er die Untilgbarkeit des medialen »Aufschubs«,²¹ der sich der »Exteriorität des Signifikanten«²² bedienen muss, exponiert, eines medialen Aufschubs, der für den Prozess der Selbstkonstitution des Geistes und seiner Sinnproduktionen, die nun als ›Operationen des Differierens‹²³ auftreten, absolut unabdingbar ist. Die Vorgängigkeit des Sinns ist deshalb – ebenso wie das mentale System, das ihn generiert – für Derrida immer notwendig auf die Nachträglichkeit einer *medialen Spur* der eigenen Aktivität verwiesen: Das einfache »Frühersein der Idee« oder der »inneren Absicht« gegenüber ihrer medialen Prozessierung ist ein Vorurteil.²⁴ Mit Freud betrachtet er die ›Umschrift‹ des Unbewussten in einen Bewusstseinstext nicht als einen Prozess der nachträglichen ›Übersetzung‹ eines ›Ursprünglichen‹: vielmehr ist bereits der ›ursprünglich‹ unbewusste Text

aus Archiven gebildet, die immer schon Umschriften sind. [...] Alles fängt mit einer Reproduktion an. ›Immer schon‹ heißt Niederschlag

eines Sinns, der nie gegenwärtig war, dessen bedeutete Präsenz immer »nachträglich«, im Nachhinein und zusätzlich rekonstruiert wird. Das Aufgebot des Nachtrags ist hier ursprünglich und untergräbt das, was man nachträglich als Präsenz rekonstruiert.²⁵

Die Umschrift, die Transkription, vollzieht sich in der Nachträglichkeit einer Bezeichnung, die erst – wie Humboldt formuliert hatte – das vorgängig zu Bezeichnende vor dem Geiste vollendet.

Sinn lässt sich also für Derrida wie für Freud und Humboldt »nicht in der ursprünglichen oder in einer modifizierten Form der Präsenz denken.«²⁶ Er ist »immer schon« das Ergebnis von iterativen Prozessen der »Umschrift«, in denen »die vergangene Präsenz als solche konstituiert wird.«²⁷ Im »Spiel des Bezeichnens« wird mit dem Signifikanten kein vorgängiger Sinn substituiert, weil dieses Zeichen-Substitut nichts ersetzt, »das ihm irgendwie präexistiert hätte.«²⁸ Sinn ist – wie man in Husserlscher Terminologie sagen könnte – in seiner semantischen Evidenz nicht in ursprünglicher »Selbsthabe«, sondern als Ergebnis der diskursiven Leistung einer nachträglichen »Selbstgebung«²⁹, kurz: allein als das Ergebnis einer transkriptiven Umschrift, einer zugleich nachträglichen und für das Vorgängige konstitutiven *semio-logischen Bezugnahme*, gegeben.

Zusammenfassend lässt sich festhalten: transkriptive Bezugnahmen sind mediale Verfahren der Konstitution des Mentalen; sie sind der operative Modus, in dem der Geist sich selbst metaleptisch auf die Spur kommt.

2. Das Interpretationsprinzip-Prinzip

Dass die kulturelle Semiosis der systematische Ort ist, an dem Zeichensubjekte ihre mentale Identität über die Spur medialer Zeichenhandlungen konstituieren, verweist auf eine weitere wesentliche epistemologisch-semiologische Voraussetzung einer Theorie der transkriptiven Bezugnahme: die Semiosis ist nämlich nicht nur das soziale Feld subjektkonstitutiver Leistungen, sondern *uno actu* zugleich die semiologische Bühne, auf der sich jene kulturellen Welten in ihrer begrifflichen Ordnung konstituieren, *in* denen und *in Bezug auf* die die Subjekte handeln. Eine prämediale Welt möglicher Bezugnahme bzw. eine prämediale »Sprache des Geistes« kann es dann ebenso wenig geben, wie Subjekte, die ihren Zeichenhandlungen als selbstpräsente Cogitos vorauslagen.

Für die Genese der kulturellen Semantik heißt dies: Die Konstitution und Beglaubigung von Sinn lässt sich nicht auf dem Wege der jeweiligen referentiellen Abgleichung von Zeichensystemen mit einer medientranszendenten Realwelt bzw. ihren kognitiven Repräsentationen vollziehen. Vielmehr kann die semantische Ratifizierung von Sinn ihren Ort zum einen nur *innerhalb* des Horizontes von – und zum anderen nur in wechselseitiger Bezugnahme *zwischen* medialen und semiologischen *Darstellungssystemen* haben. Eine »beobachtungsinvariante Welt«³⁰ steht – wie Luh-

mann bemerkt – für die Prüfung des Adäquationsgrades semiologischer Darstellungssysteme nicht zur Verfügung: »die Welt kann nicht von außen beobachtet werden, sondern nur in ihr selbst, das heißt: nur nach Maßgabe von [...] Bedingungen, die sie selbst bereitstellt.«³¹

Die Geltung und die semantische Evidenz von kulturellem Sinn, wie er von sprachlichen und nichtsprachlichen Medien generiert wird, verdanken sich deshalb einem Prinzip, das man das *Interpretations-Prinzip* sinnkonstitutiver Verfahren nennen könnte. Das referentielle Verwenden von Zeichen zur Bezugnahme auf eine (zeichen-transzendente) Welt ist kein denkbare Fundament für die sinnkonstitutiven Leistungen von Zeichensystemen. Aus einer *ontologischen Weltwabe* lässt sich ebenso wenig semantischer Honig saugen wie aus den mentalen Leistungen eines *vor-sprachlichen Geistes*. Sprach- und Mediensysteme, die auf eine semantische Referenzfunktion eingeschränkt blieben, könnten keine Sprach- oder Mediensysteme im definitiven Sinne sein. Was in einer vielleicht paradigmatischen Weise für natürliche Sprachen gilt, scheint eine Eigenschaft von Mediensystemen insgesamt zu sein: dass sie nämlich in einem für sie konstitutiven Sinne über die Möglichkeit verfügen müssen, die semiologischen Mittel, mit denen ihre Verwender interagieren und durch die sie sich auf die Welt beziehen, jederzeit als solche Mittel zu fokussieren, zu thematisieren und sie im Interesse der Selbst- und Fremdverständigung in autoreferentiellen oder interaktiven semiologischen Aktivitäten semantisch zu bearbeiten.³² Die Fähigkeit, selbst hervorgebrachte oder kommunikativ vorgefundene Skripturen zu zitieren, zu paraphrasieren, zu explizieren, zu erläutern oder zu interpretieren, um auf diese Weise ihren Verwendungssinn fortzuschreiben, muss als ein Vermögen angesehen werden, das für das operative Wissen der Akteure konstitutiv ist, die sich in der Sphäre des Medialen bewegen.

Ehe es also Medienakteuren möglich ist, mit Zeichen auf die Welt zu referieren, muss das Spiel der Bezugnahme von Zeichen auf Zeichen möglich sein, müssen die Bedeutungen von Zeichen in dem Sinne verfügbar sein, dass ihre Vernetzung mit anderen Zeichen im System einer Sprache oder eines nichtsprachlichen Mediensystems aufgerufen, also das semantische Netzwissen³³ bei Bedarf transkriptiv in Bezugnahmehandlungen aktiviert werden kann.

Die repräsentativ-referentielle Zeichen-Welt-Relation wäre in sich völlig unzureichend für die Gewährleistung semantischer Bezugnahmen, weil die referentielle Bezugnahme die Möglichkeit der Zeichensystem-inhärenten Bezugnahme der Zeichen aufeinander voraussetzt³⁴. Die medienimmanente Genese des Sinns folgt also einem semiotischen Gesetz, das Peirce so formuliert hat: »Aus der Tatsache, daß jeder Gedanke ein Zeichen ist, folgt, daß der Gedanke einen weiteren Gedanken adressieren muß, weil darin das Wesen des Zeichens besteht. [...] jeder Gedanke muß

durch einen anderen Gedanken interpretiert worden sein.«³⁵ Es gibt – so Peirce – »keine Ausnahme von dem Gesetz, daß jedes Gedanken-Zeichen durch ein folgendes übersetzt oder interpretiert worden sein muß, es sei denn, alles kommt zu einem abrupten Ende durch den Tod.«³⁶

Für die Sprache heißt dies: Mit sprachlichen Ausdrücken auf die Welt Bezug nehmen zu können, setzt voraus, dass die semantischen Gehalte der sprachlichen Äußerungen, mit denen Sprecher einen solchen Bezug herstellen, in ihrer Implizitheit expliziert, in ihrer Unklarheit erläutert, in ihrer Unverständlichkeit paraphrasiert sowie gegenüber Zweifeln legitimiert und begründet werden können etc., setzt also voraus, dass die Sprecher in einen Diskurs transkriptiver – in gewissem Sinne *übersetzender* Bezugnahme auf ihren eigenen Sprachgebrauch einzutreten vermögen.³⁷ Ein solches transkriptives Vermögen ist ein Grundprinzip der Prozessierung von kultureller Semantik. Es gilt in einer sicher noch näher zu untersuchenden Weise auch für andere Medien- und Zeichensysteme, für bestimmte Formen des Piktoralen etwa oder die Musik und insbesondere für deren intermediales Zusammenspiel.

Semantiken verdanken sich also epistemologisch nicht einem Reich medienfreier Kognition oder einer ontologischen Ordnung der ›Welt selbst‹. Ihre Funktion kann sich in den verschiedenen Medien nicht darin erschöpfen, Weisen bereitzustellen, in denen eine prämediale (›ontologische‹) Welt dargestellt, abgebildet, gespiegelt zu werden vermag. Wir müssen uns vielmehr auf Semantiken stützen, für die das Übersetzungs-Prinzip konstitutiv ist. Semantiken dieses Typs verdanken sich Zeichensystemen, die es in einem gewissen Sinn nur erlauben, weitere, im gewissen Sinne interpretierende semiologische Eintragungen in eine immer schon semiologisch strukturierte Welt vorzunehmen. Die Genese, Fortschreibung und Geltungsauszeichnung von Sinn operiert also über verschiedene Arten der Bezugnahme, die sich in einem erkenntnistheoretischen Sinn *nicht* vorgängig zwischen Zeichensystemen und der Welt abspielen, sondern die sich prioritär *zwischen* verschiedenen (medialen) Zeichensystemen und auch *innerhalb* desselben Zeichensystems vollziehen.

3. Das Medialitäts-Prinzip

Spur-Prinzip und Interpretations-Prinzip haben nun unmittelbare Konsequenzen für eine Theorie transkriptiver Bezugnahme, die sich in zwei Fragen näher spezifizieren lassen: (1) einmal in der Frage, welche Folgen sich auf der Zeichenebene aus der metaleptischen Verschaltung von Signifikant und Signifikat, also daraus ergeben, dass wir es in Zeichen- und Mediensystemen mit einer Zeichenrelation zu tun haben, in der erst – wie Humboldt formuliert hatte – die ›Bezeichnung das zu Bezeichnende vor dem Geist vollendet‹ (2) und zum zweiten in der Frage, welche Folgen sich aus dem Interpretations-Prinzip, also daraus ergeben, dass sprach- bzw. medientran-

szierende Ressourcen der semantischen Wertschöpfung nicht zur Verfügung stehen. Beide Fragen lassen sich – wie mir scheint – nur so beantworten, dass die in der aristotelisch-kantischen Tradition der Sprach- und Zeichentheorie ebenso wie in ihren rezenten Ausläufern in der kognitivistischen Linguistik ignorierte und ausgeblendete »Materialität der Kommunikation«³⁸ rehabilitiert wird und das heißt, dass *Materialität*, *Performativität* und *Ästhetik* von Zeichen- und Mediensystemen theoretisch in ihr Recht gesetzt werden müssen.

Wenn es zutrifft, dass Zeichen im Zuge der Semiosis weder unmittelbar auf den Attributreichtum einer zeichen-transzendenten Welt, noch auf die mentalen Hervorbringungen einer vorsprachlichen ›Sprache des Geistes‹ zurückgreifen können, werden sie selbst zum Diskursort der Sinnproduktion: Ihre Funktion kann dann nicht mehr auf die der Repräsentation, des Transports bzw. der Übertragung von Inhalten beschränkt werden, weil sie konstitutiv an der Genese dieser Inhalte beteiligt sind. In jede Übermittlung/Übertragung von Bedeutungen sind also gleichsam still gestellte, aber jederzeit aktivierbare semantische Konstitutionsprozesse eingeschrieben. Was übermittelt wird, muss zunächst – um einen Terminus Humboldts zu verwenden – ›ausgemittelt‹, d.h. in semiologischen Bezugnahme-handlungen konstituiert worden sein und es kann jederzeit in kommunikativen Anschluss-handlungen aufgehoben, dementiert, verschoben oder affiniert – kurz: transkribiert werden. Die Genese von Sinn ist insofern eng mit der *Medialität* der Zeichensysteme verschaltet, in denen er hervorgebracht wird.

In der Tat sind in sprachlichen und nichtsprachlichen Medien die jeweiligen Arten von Bedeutungsgehalten eng mit den jeweiligen materiellen Zeichensubstraten verknüpft; sie liegen diesen nicht als ›neutrale‹ kognitive Formen voraus. Die Annahme, dass – wie etwa noch Wittgenstein im Tractatus (im Anschluss an ein aristotelisches Modell von Mentalität und Medialität) annimmt – sich die logische *Form* eines Gedankens identisch sowohl im *Gedanken*, als auch in einem *gesprochenen* oder *geschriebenen* Satz, der den Gedanken zum Ausdruck bringt, repliziert, muss nun zurückgewiesen werden. Unter den Bedingungen der Transkriptivität kann es die identische Replikation eines ›Originals‹ nicht geben. Wir können – wie Danto formuliert – nicht mehr voraussetzen, »daß dieselbe Form sozusagen in drei verschiedenen Medien verkörpert wird, dem Medium des Gedankens, des Schreibens und des Sprechens.«³⁹ Die Semantik nichtsprachlicher Medien – etwa die der Bilder, besteht deshalb auch nicht darin, dass sie etwas *bildlich* sagen, was auch *sprachlich* oder anders hätte gesagt werden können. Neutrale Inhalte/Informationen, die gleichsam unversehrt (›originaliter‹) zwischen verschiedenen Medien übertragen werden können, sind nicht denkbar, weil es nur mediale Varianten von Inhalten gibt, für die kein prämediales Original existiert. Jede Form der Übertragung eines

Inhaltes aus einem in ein anderes Medium nimmt deshalb notwendig die Form der Transkription, d.h. der Neukonstitution unter medial veränderten Bedingungen, an.

Wie meine bisherigen Bemerkungen deutlich machen sollten, führen die theoretischen Konsequenzen, die sich aus dem Spur-Prinzip und dem Übersetzungs-Prinzip ergeben, zu einem Medienbegriff, der mit der weit verbreiteten Auffassung, Medien seien technische Mittel der Informationsübertragung, nicht kompatibel ist. Ein solcher Übertragungs-Begriff von »Medium« ist ohne Zweifel weder für technische, noch für semiologische Medien und insbesondere nicht für das Medium Sprache angemessen. Sybille Krämer hat mit Recht hervorgehoben, dass »das Mediale an den Zeichen nicht nur Bedingung der Möglichkeit ihrer Übertragbarkeit, sondern der Sinnbildung selber« sei.⁴⁰ Diese Feststellung gilt für das Diskurs-Universum des Medialen insgesamt. Die semantischen Gehalte von Zeichen gehen ihrer Übermittlung durch Zeichenausdrücke nicht als kognitives Reservoir voraus. Sie werden nicht als transzendente Signifikate in den Diskurs eingespeist, sondern dieser ist der generische Ort der Hervorbringung von Sinn. In Anlehnung an Foucault könnte man sagen: eine solche Auffassung von Medium macht jene in der Geschichte des aristotelisch-cartesianischen Denkens vorherrschende »Eliminierung der Realität des Diskurses« rückgängig, durch die das Mediale der Herrschaft des Mentalen geopfert worden war. Die Pointe des Medialitäts-Prinzips ließe sich dann mit Foucault so formulieren: Das Medium wird *erstens* nicht mehr als jene »leere Form« angesehen, die das »begründende erkenntnisautonome Subjekt« mit seinen Absichten belebt; es wird *zweitens* nicht mehr als das »behutsame Lesegerät« gedacht, dem sich ein Sinn erschließt, den die »Dinge« als »rohe Erfahrung« vor ihrer Erfassung in einem cogito bereits »murmeln« und sie wird schließlich *drittens* nicht mehr als ein »Spiegel« gedacht, der das Geheimnis des eigenen Wesens der Dinge als ihre Wahrheit »in die stille Innerlichkeit des Bewusstseins« rückprojiziert.⁴¹

¹ Vgl. zu diesen »Praktiken des Sekundären« auch Gisela Fehrmann/Erika Linz/Eckhard Schumacher/Brigitte Weingart (Hg.): Originalkopie. Praktiken des Sekundären, Köln 1994.

² Vgl. Clifford Geertz: Dichte Beschreibung. Beiträge zum Verstehen kultureller Systeme, Frankfurt/M. 1983, S. 9.

³ Michel Foucault: Die Ordnung des Diskurses Frankfurt/M. 1997, S. 10 f.

⁴ Ebd., S. 18.

⁵ Ebd., S. 19.

⁶ Vgl. Werner Holly: Mit Worten sehen. Audiovisuelle Bedeutungskonstitution und Muster transkriptiver Logik in der Fernsehberichterstattung, in: Deutsche Sprache 42 (2006), S. 135-150.

⁷ Robert B. Brandom: Begründen und Begreifen. Eine Einführung in den Inferentialismus, Frankfurt/M. 2001, S. 9.

⁸ Vgl. ebd., S. 207 und S. 210.

⁹ Vgl. hierzu etwa Werner Stegmeier: Weltabkürzungskunst. Orientierung durch Zeichen, in: Josef Simon (Hg.):

Zeichen und Interpretation, Frankfurt/M. 1994, S. 119-141 (hier S. 123 f.).

¹⁰ Wilhelm von Humboldt: Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus, in: ders.: Gesammelte Schriften, hg. v. d. Kgl. Preuß. Akad. d. Wiss. (Leitzmann, Gebhardt, Richter). 17 Bde, Berlin 1936, Nachdr. Berlin 1968, Bd. 7, S. 53, im Folgenden zitiert mit Band- und Seitenzahl.

¹¹ Humboldt 5, S. 455.

¹² Niklas Luhmann: Die Gesellschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M. 1997, S. 18.

¹³ Humboldt 5, S. 436.

¹⁴ Jacques Derrida: Grammatologie, Frankfurt/M. 1983, S. 99.

¹⁵ Ebd., S. 105.

¹⁶ Ebd., S. 61.

¹⁷ Ebd., S. 28.

¹⁸ Ebd., S. 61.

¹⁹ Ebd., S. 86.

²⁰ Ebd., S. 26.

²¹ Vgl. hierzu etwa Jacques Derrida: Die Stimme und das Phänomen. Einführung in das Problem des Zeichens, Frankfurt/M. 2003, S. 118 ff.

²² Derrida: Grammatologie (Anm. 15), S. 29.

²³ Vgl. Derrida: Stimme und Phänomen (Anm. 22), S. 118.

²⁴ Vgl. Derrida: Die Schrift und Differenz, Frankfurt/M. 1976, S. 24.

²⁵ Ebd., S. 323.

²⁶ Ebd., S. 323.

²⁷ Ebd., S. 327.

²⁸ Ebd., S. 424.

²⁹ Vgl. Husserl: Formale und Transzendente Logik. Versuch einer Kritik der logischen Vernunft, Halle 1929, S. 140 ff.

³⁰ Vgl. Luhmann: Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt/M. 1992, S. 75.

³¹ Ebd.

³² Vgl. Brandom: Begründen und Begreifen (Anm. 7), 210f. Vgl. zu den Folgekosten, die sich aus der Argumentation für eine »inferentiellen Semantik« für das Problem der Referenz ergeben, Ludwig Jäger: Indexikalität und Evidenz. Bemerkungen zum Problem der deiktisch-indexikalischen Bezugnahme, in: Horst Wenzel/Ludwig Jäger (Hg.), in Zusammenarbeit mit Robin Curtis und Christina Lechtermann: Deixis und Evidenz, Freiburg i.Br.: Rombach 2007 [erscheint].

³³ Vgl. hierzu de Saussures Theoriefragment »Notes Item«, in dem er die Netzverwobenheit sprachlicher Zeichen theoretisch entfaltet. Vgl. Ferdinand de Saussure: Cours de linguistique générale, édition critique par Rudolf Engler, tome 2, fascicule 4, Appendice, Wiesbaden 1974, 35 ff. (3306-3324 = N 15.1-19); vgl. hierzu Ludwig Jäger: Der saussuresche Begriff des Aposème als Grundlagenbegriff einer hermeneutischen Semiologie, in: ders./Christian Stetter: Zeichen und Verstehen. Akten des Aachener Saussure-Kolloquiums 1983, Aachen 1986, S. 7-33.

³⁴ Vgl. hierzu etwa Terrence W. Deacon: The Symbolic Species. The Co-Evolution of Language and the Brain, New York/London 1997, S. 99.

³⁵ Writings of Charles S. Peirce. A Chronological Edition, Vol. 2, 1867-1871, Bloomington 1984, S. 173.

³⁶ Charles S. Peirce: Some Consequences of Four Incapacities, in: ebd., S. 224.

³⁷ Vgl. Robert B. Brandom: Expressive Vernunft. Begründung, Repräsentation und diskursive Festlegung, Frankfurt/M. 2000, S. 26 und 219.

³⁸ Vgl. Hans Ulrich Gumbrecht/K. Ludwig Pfeiffer (Hg.): Materialität der Kommunikation, Frankfurt/M. 1988.

³⁹ Arthur C. Danto: Abbildung und Beschreibung, in: Gottfried Boehm: Was ist ein Bild?, München 1995, S. 125-147 (hier S. 134).

⁴⁰ Sybille Krämer/Peter Koch: Einleitung, in: dies. (Hg.): Schrift, Medien, Kognition. Über die Exteriorität des Geistes, Tübingen 1997, S. 12. Zu einem kritisch reformulierten Übertragungsbegriff vgl. Hartmut Winkler: Übertragen – Post, Transport, Metapher, in: Jürgen Fohrmann (Hg.): Rhetorik. Figuren der Performanz, Stuttgart 2004, S. 383-294.

⁴¹ Vgl. hierzu Foucault: Ordnung des Diskurses (Anm. 3), S. 31 ff.

Mikropolitik in Bildern. Merciers *Tableau de Paris*

von

Ethel Matala de Mazza

Der Singular im Titel von Louis-Sébastien Merciers *Tableau de Paris* täuscht. Das Bild, das die kurzen Prosaskizzen zusammensetzen, ist ein disparates Bild von Paris, ein Bild aus einer Vielzahl kleiner *tableaux*, bei denen es auf eines mehr oder weniger gar nicht ankommt. Auf Vollständigkeit hatte es ihr Verfasser ohnehin nicht abgesehen. Das Bild sei »lückenhaft«, bemerkt Mercier im Vorwort des *Tableau de Paris*.

Längst nicht alles, was darin hätte gesagt werden können, wurde gesagt, und längst nicht alles erwähnt, was des Erwähnens wert gewesen wäre. Doch schließlich können sich nur Verrückte und Böswillige erlauben, schlechthin alles, was sie wissen und vernommen haben, zu Papier zu bringen.¹

Nachdem die Miniaturen anfangs als lose Folge in dem Salonblättchen *Journal des Dames* gedruckt worden waren, kam die erste Buchausgabe 1781 in zwei Bänden heraus. Neue und kontinuierlich erweiterte Ausgaben lieferte Mercier – von Haus aus eigentlich Theaterautor – auf Anfrage, beflügelt durch den reißenden Absatz und den anhaltenden Erfolg. Als 1788 der zwölfte und letzte Band erschien – mit ihm wuchs das *Tableau de Paris* auf 1049 Kleinbilder an –, war es bis zum Sturm auf die Bastille nicht mehr weit. Ein Jahr später lag der alte Staat in Trümmern, und dass der Gewaltstreich als überfälliger Anschlag erschien, als Angriff der Gegenwart auf einen evidenten Anachronismus, lag nicht zuletzt an der Agonie des repräsentativen Régimes,² das schon seit geraumer Zeit nicht mehr imstande war, die Ordnung der Bilder unter Kontrolle zu halten. Über das Selbstbild des alten Staats hatten sich längst andere Bilder hinweggesetzt. Die Norm der politischen und sozialen Hierarchien war ästhetisch entmachteter worden.

Das Ende des Ancien Régime fing mit dem Zusammenbruch seines Darstellungsmonopols an, und die empfindlichsten Stöße versetzten ihm nicht einmal die Massen pornographischer »Entüllungsbilder«, die im Vorfeld der Revolution von Marie-Antoinette und ihren angeblichen Liebhabern zirkulierten.³ Die größten Schläge versetzten ihm Bilderbogen wie das *Tableau de Paris*, die sich, statt beim Körper des Königs zu verweilen und seine Perversionen zu sezieren, ganz von ihm abwandten und in die Fülle nie geschilderter Kleinigkeiten vertieften, um abseits des Hofes zu erkunden, wo es politisch im Argen lag. Auf Kleine sollte das Leserauge geheftet

werden, damit ihm aufging, wo epochale Veränderungen ansetzen mussten.

Erste Adresse solcher Forderungen waren im Fall Merciers die französischen Theaterbühnen – allen voran die *Comédie Française*, der er in einem Manifest nahe legte, die Tragödien und Komödien klassischen Typs vom Spielplan abzusetzen. Wie er meinte, war das Theater besser mit solchen Autoren bedient, die das »Interesse des Augenblicks« im Sinn hatten und keine Scheu hegten, auch das »geringste Detail unseres Privatlebens«⁴ vor versammeltem Publikum auszubreiten. Wenn das überkommene Gattungsgefüge mit seinen ehernen Gesetzen derartige Detailaufnahmen nicht zuließ, so musste es eben gesprengt werden, um Platz dafür zu schaffen.

Wegweisend für das Programm dieses neuen Theaters hatte Diderot seine Ästhetik am Paradigma des »Gemäldes«⁵ – *tableau* – ausgerichtet. Dieses Gemälde galt es nach Merciers *Nouvel Essai sur L'Art Dramatique* »nützlich zu machen«.⁶ Das *tableau vivant* der szenisch gebotenen Einblicke in private – der öffentlichen Wahrnehmung entzogene – Räume sollte der »wahren Moral« ebenso Vorschub leisten wie der »gesunden Politik«.⁷

Dass das neue Theater seine Bühne am Ende nicht auf den Brettern fand, die dem alten Régime die Welt bedeuteten – die *Comédie Française* beantwortete das Manifest 1773 mit einem Hausverbot gegen den Autor und erwirkte sogar eine Lettre de Cachet –, war für Mercier kränkend, der Sache nach aber konsequent. Das *Tableau de Paris*, das die Forderungen des *Nouvel Essai* kurz darauf in der Prosa geschriebener Bildminiaturen einlöst, ist beides: neuer Schauplatz und Schauplatz neuer Bilder, die in dem Sinne *tableaux vivants* sein wollen, wie sie den lebenden Körper vom *Medium der Darstellung* zum *Objekt der Beobachtung* erheben. An die Stelle der lebendigen Vorführung tritt eine Vorführung des Lebens, das als Serie alltäglicher Szenen Revue passiert und ablesen lässt, unter welchen Milieubedingungen dieses Leben gedeiht und verdirbt. Gerade weil das Gros der Bevölkerung, wie Mercier am Beispiel der Hauptstadt Paris zeigt, sein Leben beständig aufs Spiel setzen muss, um es in geregelten Bahnen zu führen – Wohnen, Arbeiten, Außer-Haus-Gehen, Sich-Versorgen –, können die Kleinigkeiten des sozialen Miteinanders nicht ernst genug genommen werden. Die Bedeutung, die das *Tableau* ihnen verleiht, ist die von Einsatzpunkten möglicher Interventionen, die auf Risikovermeidung

abzielen und das Leben in der Metropole verbessern sollen.

Dieses Interesse erklärt zugleich, warum sich das *Tableau de Paris* nur bedingt in die Reihe jener anderen *tableaux* fügt, die Michel Foucault in *Überwachen und Strafen* beschreibt. Gemeinsam ist diesen *tableaux* – die in Foucaults Synopse tabellenförmige Klassifikationsraster ebenso umfassen wie gebaute Räume mit hierarchisch angeordneten Zellen –, dass sie an die Stelle amorpher Kontinua diskrete Einheiten treten lassen und den erfassten Dingen damit nicht nur einen Platz, sondern auch einen Stellenwert zuweisen, der ihren Rang im Verhältnis zu anderen Dingen bestimmt. »Die erste große Operation der Disziplin«, so Foucault, »ist also die Errichtung von ›lebenden Tableaus‹, die aus den unübersichtlichen, unnützen und gefährlichen Mengen geordnete Vielheiten machen«. Im 18. Jahrhundert ist das Tableau ubiquitär. Es bewährt sich als »Machttechnik« wie als »Wissensverfahren« und setzt Aufteilung und Analyse, Kontrolle und Verständnis ineins, wenn es die »Organisation des Vielfältigen« übernimmt, »das überschaut und gemeistert, dem eine ›Ordnung‹ verliehen werden muß«. ⁸

Merciers *Tableau de Paris* dagegen leistet diese »Organisation des Vielfältigen« nur, sofern es im Akt des Beobachtens gerade nicht *feststellen*, sondern *notieren* will, was für die Zukunft *passé* sein soll. Gezeichnet wird ein vorläufiges Bild von Paris. Das *Tableau de Paris* ordnet, indem es die Arbeit an der Korrektur dieses Bildes beschleunigt und Zustände ins Bild rückt, die durch die Abbildung in ihrer Beharrlichkeit aufgestört werden sollen, um mit der Zeit – wenn es nach Mercier geht, in allernächster Zeit – aus dem Bild, das Paris bietet, zu verschwinden.

Dass Mercier in seinem Vorwort unterstreicht, er habe »weder Inventar noch Katalog« verfasst, ist dafür in mehr als einer Hinsicht Programm. Natürlich möchte Mercier die Leserinnen des *Journal des Dames*, denen die *tableaux* als erstes unterbreitet wurden, auch weiterhin unterhalten und nicht langweilen. Vor allem aber zielt sein Plan, das »lebendige Paris« zu schildern und »nicht seine Bauten, Tempel, Monumente, seine Sehenswürdigkeiten«, auf den König. Ihm soll die Gebietshoheit streitig gemacht werden. Demonstrativ legt sich über die symbolische Topographie, die Paris als Kapitale und Sitz des monarchischen Staatsoberhauptes definiert, ein Text, der dem starren Stein die Elastizität der fragmentarischen Darstellung entgegensetzt, um sich für die »flüchtigen Nuancen« und »petites coutumes« offen zu halten, die allein Aufschluss geben über die »loix particulieres« des sozialen Lebens. Diese *loix* haben, wie Mercier betont, »auf eigene Weise Gesetzeskraft«. Als Regeln, die selbst dem Wandel unterliegen und justiert werden von den Routinen und Widrigkeiten des Alltags, sind sie ungeschriebene Gesetze, die, wie Mercier sagt, »ewig unvereinbar bleiben mit dem wirklichen Gesetz«, ⁹ ohne deshalb weniger wirksam zu sein.

Paradoxerweise soll die schriftliche Erfassung dieser ungeschriebenen Gesetze nichts fixieren, sondern – gerade umgekehrt – ihre Geltung *verkürzen* und so allererst möglich machen, dass sie außer Kraft gesetzt werden können. Nur wenn der Raum ihrer Herrschaft nicht sich selbst überlassen bleibt, ist sichergestellt, dass die »wirklichen« Gesetze sich gegenüber den »loix particulieres« auch *de facto* Recht zu verschaffen vermögen und nicht einfach Makulatur werden.

Der Raum der Herrschaft dieser besonderen Gesetze aber ist der Verkehrsraum der Metropole, und wie die *tableaux* zeigen, handelt es sich dabei um einen uneinheitlichen Raum, der einerseits durch ein Zuviel an Einteilungen, Schwellen und Schranken strukturiert ist, während er andererseits zu wenig Hürden vorsieht, um geordnete Verhältnisse zu gewährleisten. Nicht umsonst kreist ein beträchtlicher Teil der Szenen um Unfälle und Beinahe-Zusammenstöße. Die Risiken solchen Aneinandergeratens erwachsen nicht allein aus der schieren Masse von Menschen, die auf den Pariser Straßen zu Fuß, per Pferd oder mit dem Wagen unterwegs ist. Als eigentliche Verkehrshindernisse erweisen sich die sozialen Schranken, die etwa in einem Mehr oder Weniger an Rücksichtnahme zum Tragen kommen und Anlass chaotischer Verwerfungen sind. Viele der von Mercier entzifferten »loix particulieres« sind Gesetze vorprogrammierter Kollisionen.

»Vorsicht da, die Wagen!« beginnt zum Beispiel das *tableau* mit dem Titel »Gare! Gare!« – »Aus dem Weg! Aus dem Weg!« –, um dann eine typische Situation zu schildern.

An mir vorbei jagen in einer Karosse der dunkelgekleidete Arzt, in einem Kabriolett der Tanzmeister, ihm folgt im wendigen Einachser der Leiter der Fechtschule, während der Prinz sechsspännig und im gestreckten Galopp daherprescht, als wäre er auf einer Landpartie. [...] Ein paar junge Leute zu Pferd haben es eilig, auf die Wälle zu gelangen, und schimpfen, weil sie trotz allen Drängelns im Gewimmel steckenbleiben. Die Wagen wie die Berittenen verursachen eine Vielzahl von Unfällen, die aber der Polizei absolut gleichgültig zu sein scheinen.

Die kurze Glosse gipfelt in einer empörten Beschreibung des Unglücks, das Jean-Jacques Rousseau im Jahr 1776 zustieß. Wie Mercier berichtet, wurde Rousseau

auf dem Wege nach Menil Montant von einer riesigen, der Equipage ihres Herrn vorauslaufenden Dänischen Dogge umgestoßen. Der Eigentümer des Vehikels würdigte den Philosophen keines Blickes; hilflos blieb dieser liegen, bis sich seiner ein paar Bauern annahmen und ihn, zerschlagen und schwer leidend, wie er war, nach Hause brachten. ¹⁰

Für Mercier ist das Leid des misshandelten Philosophen Anlass, auf überfällige infrastrukturelle Straßenbaumaßnahmen zu drängen – etwa auf die Einrichtung von Gehsteigen, die den Fußgän-

gern ein gefahrloses Passieren der Straße ermöglichen. Dass diese Empfehlung die Forderung einschließt, Schwellen und Schranken insgesamt zu minimieren, um den öffentlichen Raum anders aufzuteilen – aufzuteilen nach Gesichtspunkten der Transparenz und Übersichtlichkeit – zeigt das *tableau* »Torwege«, das die Misere der Fußgänger um Einiges drastischer ausmalt.

Damit sie der Lärm der Karossen weniger störe, lassen Personen von Rang, wenn sie erkranken, vor ihren Torwegen und in der näheren Umgebung Mist auslegen. Dieses angemäße Privileg verwandelt die Straßen schon beim kleinsten Regen in scheußliche Kloaken und zwingt in einem halben Tag wohl hunderttausend Menschen, durch schwarzen, flüssigen, stinkenden Dung zu waten, in dem man bis zum Knöchel einsinkt. Auch macht die Manier, ganze Straßen mit Stroh zu bedecken, die Wagen gefährlicher noch als ohnehin, da man sie nicht mehr hört.

Um einem Kranken oder benommenen Kopf etwelches Geratter zu ersparen, gefährdet man das Leben von dreißigtausend Leuten aus dem Fußvolk, auf das zwar – so ist es nun einmal – die Kavallerie verachtungsvoll herniederblickt, das aber dennoch nicht dazu bestimmt ist, seinen Geist unter den gedämpften Rädern einer Equipage auszuhauchen, nur weil der Herr Marquis an einem Fieberschube oder an Verdauungsstörungen leidet. Sokrates ging zu Fuß, Horaz ging zu Fuß, Jean-Jacques Rousseau ging zu Fuß. Daß ein Jourdain unserer Tage [...] ein englisches Kariole und eine Toreinfahrt sein eigen nennt, nun gut, man nimmt es hin. [...] Aber daß er uns nicht auch noch im Morast zerquetsche, denn wer sich seiner Beine zu bedienen weiß oder beim Gehen ein bißchen vor sich hintäuscht, begeht deswegen noch lange kein Verbrechen, das durch Räderung zu sühnen wäre!¹¹

Merciers Paris, das zeigen bereits die beiden zitierten Beispiele, ist eine Metropole, die der Physis des Sozialen zusetzt. Es ist eine schwitzende, stinkende Stadt, eine Kloake mit schlecht durchlüfteten Wohnungen, unübersichtlichen Straßen, Gassen, Passwegen, die das Leben in der Stadt zu einem täglichen Überlebenskampf machen und einem molekularen Bürgerkrieg preisgeben, den fahrende, berittene und gehende Menschen untereinander austragen, ohne dass die staatlichen Ordnungsmächte eingreifen oder ihn als Politikum überhaupt wahrnehmen.

Indem das *Tableau* diese Sphäre latenter und manifester Konflikte in kleinen und kleinsten Bildern ausmisst, appelliert es seinerseits ausdrücklich an Befriedungen, die über rechtliche Regelungen, über Ge- und Verbote hinausreichen. Mit der Sorge um das Leben der Vielen hat das, was Mercier zur öffentlichen Sache erklärt, sich nicht nur personell gegenüber der Instanz des Königs verselbständigt. Es entfernt sich auch in der Sache von der Ökonomie persönlicher Investitionen und Verdienste, um Kontur anzunehmen als Revers mikropolitisch Eingriffe: als Objekt von

Vorkehrungen und sozialer Prophylaxe, von fortlaufenden Korrekturen und infrastrukturellen Optimierungen. Jedes der Details, die Merciers *tableaux* belichten, offenbart sich als Teil eines dichten Geflechts von Wechselwirkungen und Konditionierungen. Keines davon ist zu geringfügig, um nicht als Datum Auskunft zu geben über die Voraussetzungen seines Zustandekommens und die Angelpunkte effizienter Interventionen.

Was im *Nouvel Essai sur L'Art Dramatique* als Entmachtung der Tragödie begann, mündet damit im *Tableau* in die Poetologie einer mikrologisch verfahrenen Literatur, die aus dem Kaleidoskop der Gewöhnlichkeiten die »loix particulieres« sozialer Interaktion herausliest. Nicht im Drama, sondern in der Prosa eines kleinen, jede Kleinigkeit für bedeutsam erachtenden Genres wird einer politischen Zukunft der Weg gebahnt, in der die Kunst des Regierens darin bestehen wird, individuelle Bewegungsfreiheiten zu vergrößern und Schadensrisiken weitestgehend zu mindern. Wie Mercier in seinem Vorwort schreibt, hofft er auf den Beifall »moderner Administrateure«, denen die Lektüre seines *Tableau* ein Ansporn sein könnte, »Eifer und Genie«¹² an die Behebung von Missständen zu setzen und das Bild von Paris kontinuierlich zu seinem Vorteil zu verändern.

Das historische Vorbild einer solchen Administration konnte Mercier in der Pariser Polizei finden, die sich, wie Michel Foucault gezeigt hat, als einer der ersten ausgebauten Apparate auf das »unendlich Kleine der politischen Gewalt« verlegte und die »oberflächlichsten und flüchtigsten Erscheinungen des Gesellschaftskörpers« einer »infinitesimalen Kontrolle« unterwarf: »den Staub der Ereignisse, der Handlungen, der Verhaltensweisen, der Meinungen – alles, was passiert«.¹³ »[I]ch wüßte kein Buch zu schreiben, das in jedem Verstande neuer, moralischer, lehrreicher, interessanter, sonderbarer seyn würde, als ein Buch über Paris«, hatte Mercier bereits in seinem *Nouvel Essai* vermerkt und ergänzt: »Dem Polizeyleutnant käme es zu, die Materialien dazu herzugeben, und einem Manne von Genie, sie in Ordnung zu bringen.«¹⁴

Allein im ersten Band des *Tableau de Paris* sind fünf Stücke dem umfänglichen Stab der Polizei mit seiner Führungsspitze, seinen Beamten, Kundschaftern und Kollaborateuren gewidmet. Im siebten Band kommt ein weiteres über den Datenaustausch zwischen der Pariser Zentrale und den umliegenden Orten hinzu. Band acht enthält ein ausführliches Porträt Marc-René d'Argenson, des Ministers und *lieutenant général de police de la ville de Paris* unter Ludwig XIV. Gemeinsam umkreisen die *tableaux* die Institutionalisierung eines polizeilichen Blicks, der sich in die Unübersichtlichkeiten des alltäglichen Lebens vertieft. Dabei arbeiten sie unentwegt daran, dieses Auge zu schärfen – auch, indem sie es aufmerksam machen auf die ständischen Opportunismen, die den Blick der wachhabenden Beamten gelegentlich trüben.

Es gehört zur Ironie der Geschichte des *Tableau de Paris*, dass es seinen Verfasser zunächst selbst dazu zwang, sich dem Zugriff der Polizei zu entziehen. Alarmiert durch die Verfolgung anderer Autoren, ließ Mercier sein Werk vorsorglich anonym erscheinen. Auch der Verleger im schweizerischen Neuchâtel sah sich vor. Als Druckort gab er, um alle Spuren zu verwischen, Amsterdam an. Genutzt haben diese Maßnahmen wenig. Die Pariser Polizei kam dem Verleger trotzdem auf die Schliche und drohte ihm mit einem Verfahren, das Mercier schließlich abwenden konnte, indem er sich selbst den Behörden stellte und sein Inkognito lüftete. Was ihm danach blieb, war die Flucht in die Schweiz und ein vierjähriges Exil, in dem die weiteren Bände des *Tableau de Paris* ohne direkte Anschauung, auf der Basis aufgezeichneter Notizen, verfasst werden mussten.

Der Blick, den die *tableaux* aus der Ferne der Schweiz auf Paris gerichtet halten, profitiert von der kontinuierlichen Bücherproduktion insofern auf doppelte Weise. Die Bände machen vergangene Beobachtungen publik; und überdies geben sie eine andauernde Wachsamkeit vor, die die faktische Abwesenheit des Beobachters überspielt. Indem die Schrift die Differenz zwischen Auge und Blick, Person und Funktion unsichtbar macht, gewährt sie dem Autor dasselbe Privileg, das Bentham's Panopticon den Aufsehern gestattete: das Privileg, auch unter den Bedingungen des Fortseins Präsenz zu zeigen. Das Prinzip der polizeilichen Überwachung, dem Mercier mit seinem *Tableau de Paris* das Wort redet, wird damit gleichermaßen bestärkt und unterlaufen. In seinen Bildern triumphiert es nicht zuletzt dadurch, dass es ihm die Freiheit lässt, den polizeilichen Gegenspielern auszuweichen und die minutiöse Beobachtung, zu der er sie anhält, im Fall der eigenen Person zu vereiteln.

- ¹ Louis Sébastien Mercier: Mein Bild von Paris [1782-1788]. Mit dreiundvierzig Wiedergaben nach zeitgenössischen Kupferstichen, übertragen und mit einem Nachwort hg. v. Jean Villain, Leipzig 1976, S. 14.
- ² Damit greife ich eine Formel auf, die Jacques Rancière geprägt hat: Vgl. ders.: Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien, Berlin 2006, bes. S. 37ff.
- ³ Vgl. dazu die einschlägige Studie von Chantal Thomas: La Reine scélérate. Marie-Antoinette dans les pamphlets, Paris 1989.
- ⁴ Louis-Sébastien Mercier: Neuer Versuch über die Schauspielkunst [1773]. Mit einem Anhang aus Goethes Brieftasche, übers. v. Heinrich Leopold Wagner, Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1776 mit einem Nachwort von Peter Pfaff, Heidelberg 1967, S. 200 u. 135.
- ⁵ Vgl. zu Diderots Konzeption des tableau insgesamt den ausführlichen Kommentar von Peter Szondi: Die Theorie des bürgerlichen Trauerspiels im 18. Jahrhundert. Der Kaufmann, der Hausvater und der Hofmeister, mit einem Anhang über Molière von Wolfgang Ietkau, Frankfurt/M. 1973, S. 100-117. Zur paradigmatischen Bedeutung der Malerei Jean-Baptiste Greuzes, deren Genreszenen selbst wiederum nach dramatischen Gesichtspunkten konzipiert sind, vgl. Michael Fried: Absorption and Theatricality. Painting and Beholder in the Age of Diderot, Berkeley Los Angeles London 1980.
- ⁶ Mercier: Neuer Versuch (Anm. 4), S. 1.
- ⁷ Vgl. Louis Sébastien Mercier: Épitre dédicatoire, in: ders.: Mon bonnet de nuit, suivi de Du Théâtre, ou Nouvel Essai sur l'Art Dramatique, édition établie sous la direction de Jean-Claude Bonnet, Paris 1999, S. 1129-1139 (hier S. 1130). – Der Widmungsbrief Merciers an seinen Bruder ist in der deutschen Fassung nicht übersetzt.
- ⁸ Michel Foucault: Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses, Frankfurt/Main 1976, 190. – Engere Nähen zu dem naturwissenschaftlichen Konzept des Tableau betont Annette Graczyk in ihrer Studie Das literarische Tableau zwischen Kunst und Wissenschaft, München 2004, S. 117-158.
- ⁹ Mercier: Mein Bild von Paris (Anm. 1), S. 13f.
- ¹⁰ Ebd., S. 38f.
- ¹¹ Ebd., S. 219f.
- ¹² Ebd., S. 16.
- ¹³ Foucault: Überwachen und Strafen (Anm. 8), S. 274.
- ¹⁴ Mercier: Neuer Versuch (Anm. 4), S. 241.

Die spekulative Szene des Politischen

von
Lars Friedrich

I.

In seiner Studie *Das Unvernehmen* lässt Jacques Rancière die Politik mit einem Skandal beginnen. Das skandalöse Erscheinen des Politischen in der antiken Philosophie besteht aber nicht darin, dass Rancière unter dem Politischen etwas ganz anderes verstanden wissen will als das, was man gemeinhin darunter versteht. Im Gegenteil; die Bestimmung des Politischen selbst ist so traditionell wie möglich: Politik ist die Frage nach der Gerechtigkeit, die Sache des Gemeinsamen und der Auftritt der Gleichen. Skandalös ist an der Politik hingegen, dass ihr Anfang nicht ihr eigener, dass ihre Ansprüche selbst schon Resultat einer Entwendung und einer Aneignung sind:

Die Politik beginnt genau dort, wo man aufhört, die Gewinne und Verluste auszugleichen, wo man sich damit beschäftigt, die Anteile am Gemeinsamen zu verteilen, und die Gemeinschaftsanteile einerseits und die Rechtstitel [...] andererseits nach Maßgabe der geometrischen Proportion zu harmonisieren.¹

Die bloße Herrschaft der Reichen (*Oligoi*) oder der Tugendhaften (*Aristoi*) verkörpert noch nicht die Idee einer politischen Gemeinschaft. Politisch wird die Gemeinschaft nach Rancière erst durch den Auftritt des *demos*, des Volks, und damit durch denjenigen Teil, der zuvor systematisch von der Herrschaft der Vermögenden ausgeschlossen wurde. Wenn man nun aber den spezifischen Beitrag des Volks zur Gemeinschaft bestimmen will, so muss man mit Rancière feststellen, dass sich das Eigentümliche des *demos* nur negativ charakterisieren lässt. Der *demos* – das sind die Vielen, die Beliebigen oder einfach diejenigen, die kein Vermögen bzw. Reichtum besitzen: »der Anteil der Anteillosen.«² Deswegen geht der Anfang des Politischen – Rancière denkt hier an das Programm der platonischen *Politeia* – einher mit dem Versuch, die arithmetischen Berechnungen von Gewinnen und Verlusten in eine ideale Geometrie kosmischer Ordnungen und Proportionen zu übersetzen. Doch löst das Erscheinen der »Anteillosen« und damit die Möglichkeit der Politik die Arithmetik der Ökonomie wirklich ab, oder tritt diese nicht auf der politischen Bühne nur in anderer Gestalt wieder auf?

Rancière entgeht diese Grundproblematik nicht und spricht von einem »sonderbaren Kompromiss«, den das Ideal der Geometrie mit der »vulgären Arithmetik«³ schließt. Dieser »sonderbare Kompromiss« besteht darin, dass die Politik zwar die Herrschaft der Reichen unterbricht, zugleich selbst aber als »Anteil der Anteillosen« bzw. in

der Zählung der Anteile am Gemeinsamen auf arithmetische Operationen angewiesen bleibt. Und dieser Horizont der Arithmetik macht sich gerade dort geltend, wo die Politik auf einer irreduziblen »Verrechnung«⁴ (*mécompte*) gründet, die darin besteht, dass die Mehrheit der »Anteillosen« nicht nur einen Anteil am Gemeinsamen beansprucht, sondern sich als das Ganze der Gemeinschaft erklärt. Dennoch bleibt zu fragen, ob diese Verschiebungen zwischen Arithmetik, Politik und Ökonomie nicht unterbestimmt bleiben in dem, was Rancière ihren »sonderbaren Kompromiss« nennt. Denn wenn der »Anteil der Anteillosen« nicht positiv bestimmbar ist, wenn ihr Begriff von Freiheit »leer« ist, weil nur bestimmbar als frei von der Herrschaft der Reichen, ist dieser Politik der Armen nicht eine andere Ökonomie von Anfang an eingeschrieben? Wenn der kardinale Akt der politischen Gemeinschaft der einer Entwendung und Enteignung von Werten ist, die ihr ursprünglich nicht eignen; wenn ihr Eigentliches also nur als »uneigenes Eigentum«⁵ bestimmbar ist, ist die Politik dann nicht von Anfang an auf die Rechnung mit fiktiven Werten und spekulativen Operationen angewiesen? Zeichnet sich mit dem Erscheinen des Politischen nicht schon ein Spekulativ-Werden des Ökonomischen⁶ ab?

Eine derartige Polemik würde vielleicht noch unter die Streitkultur fallen, die nach Rancière das Einzige ist, was das Volk als Eigenes zur Gemeinschaft beiträgt. Der politische Streit bzw. der Streit des Politischen ist aber nicht nur der Austrag strittiger Argumente; politisch ist der Streit dann, wenn die daran Beteiligten auch selber strittig sind. In besagter Studie entwickelt Rancière diese Politik des Disputs anhand dessen, was er die Rationalität des »Unvernehmens« nennt. Als »Unvernehmen« werden solche Sprechsituationen bezeichnet, in denen die Streitenden mit den gleichen Worten unterschiedliche Dinge präsentieren und in jedem Disput die irreduzible Dimension des Streits mit dargestellt wird; die Urscene des Unvernehmens ist jene, in der das Volk der »Anteillosen« sich in einer Sprache Gehör verschafft, die von den Herrschenden zuvor nur als Lärm wahrgenommen wurde. Zugleich ist dieser Sensus des Unvernehmens nur eine spezifische Version einer allgemeinen Konfiguration, mit der Rancières Philosophie das Verhältnis zwischen Politischem und Ästhetischem neu auszutarieren sucht. Denn für ihn gibt es keine Politik, die der Ästhetik vorgängig wäre; ebenso wenig, wie es eine »Ästhetisierung des Politischen« im Sinne einer nachträglichen Darstellung gäbe. Vielmehr setzt die Politik immer schon eine Äs-

thetik voraus, insofern letztere eine »allgemeine Verteilung der Tätigkeiten«⁷ sichtbar macht; umgekehrt impliziert die Ästhetik immer schon das Politische, insofern das Sichtbarmachen der »Herstellungsweisen von Werken und Praktiken«⁸ ihre politische Funktion enthüllt und die Unterscheidung verschiedener »Regime der Künste« notwendig macht.

Bleibt die Frage nach der Ökonomie, die sich in der Rede von den Tätigkeitsformen und Herstellungsweisen einmal mehr aufdrängt. Es wäre dem Verdacht nachzugehen, dass Rancières innovative Verortung des Politischen an einem Begriff ökonomischer Arbeit partizipiert, der völlig traditionell ist und unbefragt bleibt. Man kann sich dem Problem nähern über Beispiele, die Rancière selbst nicht erwähnt, die aber doch in einer gewissen Nähe zu seinem Begriff eines ästhetischen Erscheinens des Politischen stehen. So erhebt der späte Nietzsche den megalomanen Anspruch, dass erst mit seinem eigenen Erscheinen »grosse Politik«⁹ möglich wird und unterstreicht diesen Anspruch durch die obsessive Wiederholung folgender Formel: »Hat man mich verstanden?«¹⁰ Wenngleich Rancière die Logik des Unvernehmens an fast demselben Satz durchspielt,¹¹ so scheint Nietzsches Formel in Rancières Argumentation nur schwerlich integrierbar. Doch der Grund dafür wäre nicht daran festzumachen, dass Nietzsches »grosse Politik« quer zum Denken demokratischer Gleichheit und Gemeinschaft steht, was ja auch durch eine Analyse seiner Formel nicht zu verifizieren wäre. Anders ist Nietzsches Politik des Unvernehmens vielmehr dadurch, dass er am Anfang von *Ecce homo* einen »Credit«¹² auf sein Leben aufnimmt und damit den Boden der Erfahrung verlässt, um das Vernehmen seines Namens und damit die Möglichkeit »grosser Politik« in eine Sphäre des Spekulativen zu verlegen: »Hört mich! Denn ich bin der und der. Verwechselt mich vor allem nicht!«¹³

II.

Der Kandidat aber, an dem Rancières Verhältnis zum Denken des Spekulativen zu messen wäre, kann natürlich nicht Nietzsche, sondern nur Hegel sein. Da sich aber in Rancières programmatischen Schriften kaum Verweise auf Hegel finden, so kann man sich diesem Verhältnis vielleicht am Besten nähern über die Auseinandersetzung mit dem Werk Jean-Francois Lyotards, die für Rancière zentral ist. So beruht die Rationalität des Unvernehmens nicht »einzig auf den Wörtern« und zielt nicht auf die »An- oder Abwesenheit einer Regel für die Beurteilung der Arten der unterschiedlichen Diskurse«¹⁴ worauf nach Rancière Lyotards Studie *Der Widerstreit* abhebt. Wenngleich man zeigen könnte, dass diese Zuschreibung Lyotards Grundgedanken nicht wirklich gerecht wird,¹⁵ so ist doch an der Differenz beider Grundkonzeptionen festzuhalten. Lyotard geht davon aus, dass die ursprüngliche Bedeutung der Dialektik im Sinne des Arguments, der Widerlegungen und des Streitgesprächs in Hegels

spekulativer Dialektik aufgelöst bzw. »in die Dienste des dialektischen Endzwecks [...], des *Einen*«¹⁶ gestellt wird. Der spekulative Satz rechnet damit, dass jeder verwendete Begriff mit entgegen gesetzten Signifikaten belegt werden kann, die sich als sein immanenter Widerspruch artikulieren lassen. In Bezug auf den dialektischen Endzweck ist es sicherlich kein Zufall, dass Lyotard als Beispiel nicht nur Hegels Hauptoperator »Aufhebung« heranzieht, sondern auch den Begriff *telos*; denn *telos* meint ursprünglich nicht nur den Tod, sondern »auch das Bezahlen eines Wegzolls für die Erlaubnis, zu passieren [...]«¹⁷ Man erkennt hier Lyotards Strategie, die Grundoperatoren der spekulativen Dialektik in heterogene Satzuniversen aufzulösen, denen keine gemeinsame Regel unterlegt werden kann. Es gilt, den Namen »Auschwitz« der spekulativen Resultatslogik und der »Gewinnberechnung« zu entziehen, um stattdessen dieses Namenlose einer negativen Dialektik oder einer Ästhetik des Undarstellbaren zu überantworten.¹⁸

An vielen Stellen seiner Schriften meldet Rancière Vorbehalte gegen diesen Ansatz an. So macht er Lyotards Gleichsetzung der Ästhetik des Undarstellbaren mit Kants Theorie des Erhabenen zum Vorwurf, dass sich die gesamte »Tradition des kritischen Denkens in Trauerarbeit verwandelt hat.«¹⁹ An anderer Stelle versucht er nachzuweisen, dass Lyotard die Kantische Idee des Erhabenen als einer negativen Darstellung der praktischen Vernunft zweckentfremdet zu einer Ästhetik des Undarstellbaren, dadurch aber Hegels »spekulative Postulate«²⁰ nur wieder belebt. Lyotards Ästhetik einer erhabenen Kunst des Undarstellbaren hat nicht in Kant, sie hat in Hegel ihre Entsprechung. Trotz aller gegenteiligen Anstrengungen, so Rancière, hätte Lyotard nur eine Figur innerhalb des spekulativen Systems beschrieben, wäre also aus der spekulativen Dialektik nicht herausgekommen. Doch wie verhält sich Rancières politische Theorie selbst zur Szene der Spekulation?

III.

Wenn mit der »Aufteilung des Sinnlichen« die Frage nach einem virtuellen Raum spekulativer Werte sich schon ankündigt, dann müsste man dies an jenen Quellen demonstrieren können, an denen Rancière die Idee der politischen Gemeinschaft ursprünglich verortet: die platonische *Politeia* und die aristotelische *Politik*.

Die platonische *Politeia* beginnt damit, dass der Sophist Thrasymachos als Apologet der Ungerechtigkeit auftritt: »der Vorteil des Stärkeren«, so sein Argument, »ist das Gerechte; das Ungerechte aber das, was einem selbst lohnend und vorteilhaft ist.«²¹ Sokrates versucht, das Gegenteil zu beweisen, indem er zunächst die Tätigkeitsformen bzw. Berufsklassen von der Frage des Lohns bzw. der Ökonomie abkoppelt. Nur so kann sich erweisen, dass z.B. ein Arzt auf den Vorteil des Kranken und nicht auf seinen eigenen bedacht ist; selbst die Bezahlung der Regierenden

ist nur die Kehrseite einer Strafandrohung, um zu verhindern, dass sich die fähigsten Regenten aus ihrer »natürlichen« Verantwortung für die Regierten stehlen wollen. Entscheidend ist aber, dass das Argument des Thrasymachos an dieser Stelle nicht letztgültig widerlegt wird, dass sich Sokrates einen Aufschub, einen Kredit einräumt, um auf die Frage der Ökonomie zu einem späteren Zeitpunkt zurückzukommen: dass das Gerechte niemals der Vorteil des Stärkeren ist, so Sokrates, »wollen wir [...] ein andermal untersuchen.«²² Diese Kredite und Zeitanleihen, die der platonische Dialog aufnimmt, sind besonders dort auffällig, wo die *Politeia* die Funktion der Künste in der *polis* analysiert und ihre Funktion mit der Frage nach der richtigen Erziehung verknüpft: »So wollen wir denn, als ob wir einen Mythos erzählten und viel Zeit hätten, unsere Männer vernünftig redend [im Logos] erziehen.«²³ Wie eine Präambel leitet dieser Akt der »Selbstfiktionalisierung« die dichtungstheoretischen Untersuchungen der *Politeia* ein; die Dichtkunst wird gemessen am Wahrheitsgehalt ihrer Darstellungen sowie dem Wert für die Erziehung, was Rancière das »ethische Regime der Künste«²⁴ nennt. Wenngleich einerseits die Kunstpraktiken nur Handwerkstätigkeiten unter anderen sind und damit schon ihre Kritik vorbereitet ist, so ist andererseits auch der philosophische Dialog nur eine Praxis mehr, die den Künsten nicht einfach äußerlich ist. Denn Sokrates selbst kann die Erziehung zum *logos* nur auf den Weg bringen, indem er sich die Zeit des Mythos leiht und sich in dessen Erzählprinzipien einschreibt. Diese Akkreditierung des Fiktionalen richtet eine spekulative Szene ein, auf der die philosophische Dialogform unablässig mit den Erzählformen der Dichtung rivalisiert,²⁵ durch eine Erzählökonomie des Aufschubs generiert der Dialog sein Formprinzip wie seine Lehrinhalte, um am Schluss der *Politeia* den Mythos der Philosophie an die Stelle des poetischen Mythos zu setzen.

In der aristotelischen *Politik* erhält die Frage der Ökonomie indessen ein noch größeres Gewicht, als sie schon bei Platon hatte. Um das Wesen des Staates zu ergründen und die verschiedenen Staatsverfassungen zu bestimmen, schlägt Aristoteles eine Methode vor, die sich schon in anderen Untersuchungen bewährt hat, nämlich »das Zusammengesetzte bis zum Einfachen hin zu teilen«²⁶ und so das Ganze aus seinen kleinsten Teilen zu rekonstruieren. Dadurch erklärt sich, warum der eigentlichen Frage nach der Politik bzw. dem Wesen des Staates lange Ausführungen zur »Hausverwaltung (*oikonomia*)« und zur »Erwerbskunde (*ktetike*)« vorangestellt werden, »denn die Häuser (*oikía*) sind ja eben jene Bestandteile des Staates.«²⁷ Die »Erwerbskunde« kann nach Aristoteles als ein natürlicher Zweig der »Hausverwaltungskunst« bezeichnet werden, solange sich ihre Aufgabe darauf beschränkt, »einen Vorrat zu sammeln«²⁸ und damit den unmittelbaren Lebensunterhalt der Familie zu sichern. Die »Erwerbskunst« entartet aber, sobald sich die Tauschbedürfnisse zum Handelsverkehr erweitern und

die Einführung des »Gelderwerbs (*chrematistike*)« notwendig machen, wodurch die Mittel der Lebenssicherung zu fiktiven Werten und entarteten Wesen werden.²⁹ Die »widernatürlichste« Art der »Erwerbskunst« ist daher das »Wuchergeschäft (*obolostatike*)«,³⁰ da es das Geld durch sich selbst vermehren lässt. Doch hindert dies Aristoteles nicht daran, die Weisheit des Thales zu preisen, der alle Waren eines bestimmten Erzeugnisses aufkaufte, um sie zu einem späteren Zeitpunkt gewinnbringend zu veräußern. Diese »Spekulation bei Thales«³¹ lobt Aristoteles als einen Kunstgriff der Monopolisierung, der insbesondere für das Staatswesen unentbehrlich ist und das Geschäft »der ganze[n] Staatsverwaltung (*politeúesthai*)«³² ausmacht.

So wie also die Grenze zwischen guter und schlechter Spekulation schwer zu bestimmen ist, so trifft man auch in der *Poetik* auf das Problem divergenter Momente, in denen der Boden der Erfahrung transzendiert wird. Denn die aristotelische *Poetik* erhebt nicht nur die *mimesis* zum Darstellungsprinzip der Dichtung überhaupt und bemisst ihren Wert nach dem Rang des Charakters sowie der Art der Handlung, woran Rancière das »repräsentative Regime der Künste«³³ festmacht. Ebenso konstitutiv ist die Abgrenzung der Dichtkunst zur Geschichtsschreibung. Im Gegensatz zu dieser besteht die Aufgabe der Dichtkunst nicht darin, »mitzuteilen, was wirklich geschehen ist, sondern vielmehr, was geschehen könnte, d.h. das nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit oder Notwendigkeit Mögliche.«³⁴ Die aristotelischen Regeln, wie der Dichter »Täuschungen« in seinem Werk verwenden kann, lesen sich wie eine Anleitung zu ökonomischer Spekulation: »Das Unmögliche, das wahrscheinlich ist, verdient den Vorzug vor dem Möglichen, das unglaublich ist.«³⁵

Doch wie stellt sich das, was hier als Szene der Spekulation in der antiken *Poetik* nur flüchtig angerissen ist, in der modernen Ästhetik dar? In der Moderne, dem »ästhetischen Regime der Künste«,³⁶ wird die Logik des Unvernünftigen von Rancière an der Komödie der französischen Klassik, insbesondere an den Sprechsituationen und Rollenverständnissen in Molières *Der Geizige* ausgewiesen.³⁷ Es wäre zu untersuchen, welche Dispositive und Implikationen die Wahl dieses Beispiels notwendig machen; wie sich die Akkumulation des Kapitals und die Unterbrechung der Geldzirkulation³⁸ – die Molière in seiner Komödie durchspielt – zum ästhetischen Erscheinen moderner Politik verhalten. Interessant wäre insbesondere jene Szene, in der ein und derselbe Bedienstete abwechselnd den Koch und den Kutscher spielt und damit der maßlose Geiz des Vaters eine Selbstreflexion des dramatischen Spiels motiviert.³⁹ Doch Rancière thematisiert die ökonomischen Implikationen nicht, von denen seine programmatischen Ausführungen gleichwohl durchzogen bleiben:

Die moderne Erscheinung der Ästhetik als autonomer Diskurs [...] ist die Erscheinung

eines Wertschätzens des Sinnlichen, das sich von jedem Urteil über seinen Gebrauch trennt, und somit eine Welt virtueller Gemeinschaft – geforderter Gemeinschaft – als Überblenden einer Welt der Befehle und der Aufteilungen definiert, die jedem Ding seinen Gebrauch gibt.⁴⁰

So wie einerseits die moderne Ästhetik – Rancière denkt hier vor allem an Kant – das ästhetische Erscheinen in eine »Welt virtueller Gemeinschaft« verlegt, die jedes Ding von der Ökonomie seines Besitzes und seines Gebrauchs abkoppelt, so ist das Ästhetische andererseits gebunden an eine »Wertschätzung des Sinnlichen«, von der man sich fragen kann, ob dieser Begriff ohne Anleihen am Ökonomischen auskommt oder nicht selbst sich von einer Ökonomie des Virtuellen hereschreibt. Auf ein ähnliches Problem stößt man auch an jener Stelle, an der Rancière den Begriff des »ästhetischen Regimes« spezifiziert: »Die Idee eines sich selbst fremd gewordenen Sinnlichen als Sitz eines sich selbst fremd gewordenen Denkens bildet den unveränderlichen Kern all jener Identifizierungen von Kunst, die das ästhetische Denken ursprünglich ausmachten.«⁴¹ Wenn der Ursprung des ästhetischen Denkens mit einer Selbstentfremdung des Sinnlichen anhebt, woher entlehnt dann die Idee der Entfremdung selbst ihr Modell? Die »Arbeit« des spekulativen Begriffs sowie die Dialektik des sich entfremdeten Geistes wären daraufhin neu zu lesen und böten zugleich Gelegenheit, Hegels spekulative Dialektik auf ihre ökonomische Dimension zu befragen, anstatt sie mit dem Modell von Marx zu identifizieren. Auszugehen wäre von der kürzesten Formel, auf die man Hegels spekulatives Denken herunterbrechen kann: nur wer alles verliert, kann alles gewinnen.

- ¹ Jacques Rancière: Das Unvernehmen. Politik und Philosophie, Frankfurt/M. 2002, S. 18.
- ² Vgl. ebd., S. 22.
- ³ Ebd., S. 18.
- ⁴ Ebd., S. 19.
- ⁵ Ebd., S. 21.
- ⁶ Vgl. Urs Stäheli: Spektakuläre Spekulation. Das Populäre der Ökonomie, Frankfurt/M. 2007.
- ⁷ Jacques Rancière: Die Aufteilung des Sinnlichen, in: ders.: Die Aufteilung des Sinnlichen. Die Politik der Kunst und ihre Paradoxien, Berlin 2006, S. 27.
- ⁸ Ebd., S. 36.
- ⁹ Friedrich Nietzsche: Ecce homo, in: Kritische Studienausgabe, Bd. 6, München/Berlin/New York 1988, S. 366.
- ¹⁰ Ebd., S. 371 bzw. S. 373 u. 374.
- ¹¹ Vgl. Rancière: Das Unvernehmen (Anm. 1), S. 56 f.
- ¹² Nietzsche: Ecce homo (Anm. 9), S. 257.
- ¹³ Ebd.
- ¹⁴ Rancière: Das Unvernehmen (Anm. 1), S. 11.
- ¹⁵ Vgl. Jean-Francois Lyotard: Streitgespräche, oder: Sätze bilden »nach Auschwitz«, in: Elisabeth Weber/Georg Christoph Tholen (Hg.): Das Vergessene. Anamnesen des Undarstellbaren, Wien 1997, S. 33. Lyotard führt hier den Ausdruck »phrasen« (Sätze bilden) auf das griechische *phrazô* zurück, das ursprünglich auch bedeuten kann, Sätze mit der Hand, d.h. gestisch zu anzuzeigen. Der Begriff »Sätze bilden« erschöpft sich also nicht auf die phonemische Artikulation bzw. den Gebrauch der Wörter, wie Rancière meint.
- ¹⁶ Ebd., S. 19; sowie Lyotard: Der Widerstreit, München 1989 (2. Aufl.), S. 152 ff.
- ¹⁷ Lyotard: Streitgespräche (Anm. 15), S. 36.
- ¹⁸ Vgl. Lyotard: Heidegger und die »Juden«, Wien 1988.
- ¹⁹ Rancière: Die Aufteilung des Sinnlichen (Anm. 7), S. 22.
- ²⁰ Jacques Rancière: Die Politik der Bilder, Berlin 2005, S. 156 f.
- ²¹ Platon: Der Staat, Düsseldorf/Zürich 2003, 344 a.
- ²² Ebd., 347 c.
- ²³ Ebd., 376 c.
- ²⁴ Rancière: Die Aufteilung des Sinnlichen (Anm. 7), S. 36.
- ²⁵ Vgl. Stephen Halliwell: The Republic's Two Critiques of Poetry, in: Otfried Höffe (Hg.): Platon, Politeia, Berlin 1997, S. 320: »Socrates' argument, which we should never forget is itself a kind of mythos [...]«. »Das rivalisierende Verhältnis zwischen philosophischem Dialog und den Formkriterien der Dichtkunst an dieser Stelle wird ausführlicher verhandelt im ersten Kapitel meiner Dissertation: Der Achill-Komplex. Versuch einer dekonstruktiven Gattungspoetik (im Erscheinen).«
- ²⁶ Aristoteles: Politik, Reinbek bei Hamburg 1965/1994, 1252 a.
- ²⁷ Ebd., 1253 b.
- ²⁸ Ebd., 1256 b.
- ²⁹ Vgl. die Ausführungen zu »Liebe und Chrematistik« von Joseph Vogl: Kalkül und Leidenschaft. Poetik des ökonomischen Menschen, Zürich/Berlin 2004, S. 300 f.
- ³⁰ Aristoteles: Politik (Anm. 26), 1258 b.
- ³¹ Ebd., 1259 a.
- ³² Ebd., 1259 b.
- ³³ Rancière: Die Aufteilung des Sinnlichen (Anm. 7), S. 37 f.
- ³⁴ Aristoteles: Poetik, Stuttgart 1982, 1451 b.
- ³⁵ Ebd., 1460 a.
- ³⁶ Rancière: Die Aufteilung des Sinnlichen (Anm. 7), S. 39.
- ³⁷ Rancière: Das Unvernehmen (Anm. 1), S. 59 f.
- ³⁸ Vgl. Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Frankfurt/M. 1971, S. 228; sowie Vogl: Kalkül und Leidenschaft (Anm. 29), S. 224 ff.
- ³⁹ Molière: Der Geizige, Stuttgart 1984, III,1, S. 87.
- ⁴⁰ Rancière: Das Unvernehmen (Anm. 1), S. 69.
- ⁴¹ Rancière: Die Aufteilung des Sinnlichen (Anm. 7), S. 39.

Die imaginäre Gemeinschaft

von

Harun Maye

»Wir können wohl davon ausgehen, dass der Gebrauch eines bestimmten Kommunikationsmediums über einen langen Zeitraum hinweg in gewisser Weise die Gestalt des zu übermittelnden Wissens prägt.«¹ Diese Feststellung von Harold A. Innis, dessen Alterswerk *Empire and Communications* (1950) als die erste Monographie der Medienkulturwissenschaft angesehen werden kann, gilt heute als Selbstverständlichkeit. Kommunikation bezeichnet nicht nur den bloßen Transport einer Nachricht, sondern immer auch deren Transformation. Der zweite Begriff des berühmten Titels blieb in der deutschen Rezeption allerdings weniger prägend, denn die medienhistorische Aufmerksamkeit von Innis beleuchtet nicht die Rolle der Kommunikationsmedien in herrschaftsfreien Räumen und Diskursen, sondern ganz im Gegenteil die Macht der Medien, neue Räume der Herrschaft zu konstituieren. Technische Medien prägen eben nicht nur die Gestalt eines zu übermittelnden Wissens (*communications*), sondern auch eine politische Form namens Gemeinwesen oder Reich (*empire*). Medien sind, so lautet die an Innis anknüpfende These von Bernhard Siegert, als historische Aprioris der Wahrnehmung immer nur die Vorderseite einer welt- bzw. sinnabgewandten Seite namens Reich. Mit anderen Worten: die Gemeinschaft und ihre Medien sind zirkulär aufeinander bezogen. Ohne Kommunikationsmedien gibt es kein Reich, dessen Ordnung übertragen und gespeichert werden kann, aber ohne das Reich auch keine Kommunikationsmedien, deren Kulturauftrag heute zwar mit den Begriffen Information, Bildung und Unterhaltung beschrieben wird, die aber ursprünglich (und immer noch) der hegemonialen Beherrschung eines Großraums dienen.²

Wenn die Reichsmacht erst als Übertragung (*metapherein*) wirksam wird, dann ist jede Rede vom Reich metaphorisch. Das Reich bezeichnet als Metapher wörtlich die Befehlsgewalt einer Person (*imperium*), in übertragener Bedeutung die Eroberung, Herrschaft und Kontrolle eines geopolitischen Raumes. Das Reich ist also das Produkt einer medialen und rhetorischen Zustellung, denn dessen Macht entstammt nicht ausschließlich einer direkten Befehlsgewalt, sondern besteht in der Konstituierung eines politischen Imaginären durch die Übertragbarkeit von Bildern dieser Macht.³ Die politische Form einer Gemeinschaft gründet demnach in einer imaginären Ordnung, die jeder realen Teilung der Gesellschaft (System/Umwelt, Basis/Überbau, Herrscher/Beherrschte) vorangehen muss, damit das Gemeinsame überhaupt als solches adressiert werden kann. Die Gemeinschaft hat neben ihrer juristischen also immer auch noch eine imaginäre Ver-

fassung, damit sie als *Gemeinschaft* in Erscheinung treten kann. Die politische Gemeinschaft ist nicht alleine und vor allem nicht an ihrem Anfang auf Gesetze oder Verträge gegründet worden, sondern aus dem Mythos und der Fiktion entstanden.⁴ Damit der Staat tatsächlich die Wirklichkeit einer sittlichen Idee oder eines substantiellen Willens sein kann, muss er zunächst erzählbar und vorstellbar werden. Die Vorstellung einer gemeinsamen Einheit und Ganzheit, sowie eines Raumes, in dem sich diese Einheit verwirklicht, müssen durch Metaphern und Medien hergestellt werden, damit die vielen Anteillosen und Vereinzelten sich als Mitglieder und Anteil des Gemeinsamen begreifen können. Umgekehrt muss jede herrschende Institution ein Selbstbild in Umlauf bringen, das einerseits die Differenz zwischen Herrscher und Beherrschten anschaulich macht, andererseits aber die imaginäre Einheit dieser Differenz in einem Allgemeinen betont. Durch diesen Zwang zur Verbildlichung ist jede reale und instituierte Herrschaft mit einer ihr vorgängigen Tradition (der Erzählbarkeit und Verbildlichung von Herrschaft) verbunden, auf die zurückgegriffen werden muss, um von den Beherrschten Anerkennung und Legitimation zu erhalten.

Eine solche kulturwissenschaftliche Analyse des Politischen unterscheidet sich von einer sozial- und politikwissenschaftlichen Betrachtungsweise vor allem durch eine andere Gewichtung der Grundbegriffe: die Medien und das Imaginäre werden hier nicht auf die (ideologische) Funktion einer Verzerrung, Verschleierung oder Ästhetisierung des Streits und der politischen Teilung der Gesellschaft (Klassenkampf, Interessengruppen u.a.) reduziert, sondern als zentral und unhintergebar für die Konstituierung des Gemeinwesens angesehen. In der politischen Philosophie von Claude Lefort zeigt sich das Politische daher nicht in dem politischen Handeln der Institutionen und ihrer Akteure, sondern in der Weise des Erscheinens und Verbergens jener Momente, in denen sich die Gemeinschaft instituiert. Denn der Mythos, das Bild und die Erzählung als die generischen Prinzipien der Konfiguration eines politischen Imaginären werden verschleiert, sobald es innerhalb des Politischen einen festen und partikularen Ort der Politik geben soll, gleichsam eine Politik der Gesellschaft, die das Politische exklusiv verwaltet und nicht mehr an ein Außen oder Jenseits der Gemeinschaft (Ursprungserzählung, Naturzustand, transzendente Legitimation) anbindet.⁵ Das Prinzip der Gewaltenteilung und des Funktionalismus hat laut Lefort eine Entkörperung und imaginäre Leerstelle der Macht zur Folge, d.h. die moderne Gesellschaft (und jene

Sozialwissenschaft, die von ihr handelt), setzt die Vorstellung einer gemeinschaftlichen Totalität außer Kraft oder meint wenigstens auf die Idee einer politischen Gemeinschaft verzichten zu können.⁶ Wie Cornelius Castoriadis, Claude Lefort und Marcel Gauchet⁷ gezeigt haben, ist diese rationale Aufhebung des Mythos und des Imaginären der Gemeinschaft nur scheinbar möglich, denn mit der Vorstellung eines Unvorstellbaren lässt sich kein Staat machen.

Imagination und Institution sind in dieser Sichtweise zwar die beiden äußersten Pole, in denen sich die Gemeinschaft denken lässt, sie schließen sich aber keineswegs aus, sondern sind ganz im Gegenteil sogar wechselseitig aufeinander angewiesen. Das ist die Paradoxie der Gemeinschaft. In der traditionellen Lesart erscheint der Ursprung der Gemeinschaft als ein Ereignis, das sich in seiner Gründungsmacht vollendet und aufhebt. Nach dem Ereignis fällt der Ursprung dem Vergessen anheim und wird von dem Hervorgebrachten in einer Weise durchgestrichen, als hätte es nie einen Ursprung gegeben, so dass die instituierte Gemeinschaft dem Ursprung ihrer Genese entfremdet gegenübersteht. Aber dieser Ursprung ist auch in der konstituierten Gemeinschaft latent vorhanden, er ist niemals abwesend, sondern bleibt gerade in seiner Verkennung und Verstellung anwesend-abwesend wirksam. Das *Oxymoron* »anwesend-abwesend« besagt, dass es keine absolute Kontinuität zwischen dem Ursprung und der Institution geben kann, denn der Ursprung ist nicht mehr unmittelbar präsent und kann auch nicht direkt wiedergewonnen werden, es kann umgekehrt aber auch keine Diskontinuität bestehen, weil der Ursprung nicht absolut entzogen ist: die Gemeinschaft existiert nur insofern das Gemeinsame keine reale Entität oder gar ein realer Raum der Gemeinschaft ist, sondern als imaginärer Raum symbolisch gestiftet werden muss. Diese Stiftung oder Schöpfung der Gemeinschaft findet nicht nur ein einziges Mal an einem unvordenklichen Ursprung statt, sondern muss immer wieder aktualisiert und offenbart werden, wenn die Gemeinschaft (innerhalb der Gesellschaft) als das Gemeinsame angerufen werden soll:

Die Gesellschaft ist Selbstschöpfung. Die Schaffung der Gesellschaft und Geschichte ist die Leistung der instituierten Gesellschaft im Gegensatz zur instituierten; instituierte Gesellschaft heißt: das gesellschaftliche Imaginäre im radikalen Sinne. [...] Um also eine signifikante Gesellschaft zu verstehen, bedarf es der Durchdringung (oder der Wiederaneignung) imaginärer gesellschaftlicher Bedeutungen, die diese Gesamt-Gesellschaft beinhalten.⁸

In diesem Sinne hat Cornelius Castoriadis in seinem Entwurf einer politischen Philosophie mit Nachdruck darauf bestanden, dass die Institutionen der Gesellschaft nicht nur symbolisch und rational strukturiert, sondern auch untrennbar mit dem verbunden sind, was er das *gesellschaftli-*

che oder *radikale Imaginäre* nennt, das als schöpferische und produktive Einbildungskraft tätig und die Wurzel des Symbolischen ist: »Es handelt sich dabei um die elementare und nicht weiter zurückführbare Fähigkeit, ein Bild hervorzurufen«.⁹ Ohne die Annahme eines Imaginären bliebe die Bestimmung des Symbolischen unvollständig und auch unverständlich, weil gar keine Einheit oder Identität vorhanden wäre, an der sich das Symbolische orientieren könnte. Die *Gesellschaft als imaginäre Institution* zu beschreiben, heißt das Gesellschaftliche und Politische nicht in den Begriffen der »überkommenen Logik und Ontologie« zu denken, sondern als eine unbestimmte und schöpferische Seinsart, vor jeder identitäts- und mengenlogischen Prägung. Da die überlieferten Begriffe der politischen Philosophie für dieses Vorhaben untauglich erscheinen, führt Castoriadis dazu einen neuen und schillernden Terminus ein, der zur zentralen Metapher seiner politischen Theorie avanciert: das Magma. Die Assoziationen in der Alltagssprache reichen von flüssiger Lava bis zu einer »gekneteten Masse«. Castoriadis bezeichnet damit das Gesellschaftliche vor seiner Unterscheidung in bestimmbare Mengen und identifizierbare Teile, als »eine nicht-mengenförmige Organisationsweise einer Mannigfaltigkeit, für die das Gesellschaftliche, das Imaginäre und das Unbewusste als Beispiel dienen können«.¹⁰ Die Substanz und das Politische der Gesellschaft als eine nicht abzählbare Vielheit zu denken, ist demnach eine strategische Entscheidung gegen die überlieferte arithmetische oder geometrische Bestimmung politischer Verhältnisse, aber auch gegen die moderne Biopolitik der Bevölkerung und deren Verwaltung und rechnerische Planung des Lebens.

Unabhängig davon wie widersprüchlich und intuitiv oder konsequent und sympathisch einem dieses Anliegen erscheinen mag, wirft das Denken einer aus dem Nichts sich selbst schöpfenden Gesellschaft mehr Probleme auf, als es zu lösen verspricht. Logische Widersprüche auszumachen, dürfte dem Anliegen zwar nicht gerecht werden, aber wie ein radikales Imaginäres vor jeder Form der Repräsentation und der symbolischen Verarbeitung unentfremdet wirksam sein kann, bleibt zumindest eine offene Frage. Wenn man die imaginären Momente des Politischen betonen möchte, erscheinen die Überlegungen von Claude Lefort einfacher und überzeugender zu sein. Denn der imaginäre Anteil jeder Herrschaft zeigt sich laut Lefort schon überdeutlich in den unverzichtbaren Ritualen und Insignien der Macht – und zwar nicht nur in der totalen Herrschaft einer Reichsmacht oder im *Ancien Régime*, sondern auch in der entkörpernten modernen Demokratie. Jede Regierung braucht einen eigenen Sprachgebrauch, der sich von der Alltagssprache unterscheidet, sowie die Berufung auf eine legendäre Vergangenheit. Unter Umständen gehört auch noch ein gewisses »Prestigepathos« und die Inszenierung von Emblemen und besonderen Umgangsformen zu diesen Ritualen der Macht.¹¹ Das Ganze der Gemeinschaft muss jedenfalls als

ein Imaginäres im Symbolischen anschaulich gemacht werden, entweder durch *Verkörperung* oder *Verbildlichung* der souveränen Herrschaft.

In Szene gesetzt wird dieses Imaginäre durch mediale und rhetorische Evidenzverfahren.¹² Die rhetorische Figur der *evidentia* bezeichnet die detaillierte Häufung oder Aufzählung zur Darstellung eines konkreten Gegenstandes oder aber einer reinen Idee, insbesondere einer Person oder Sache oder eines kollektiven Geschehens. Neben der *descriptio* ist hier vor allem die *hypotyposis* als Illustration wirksam.¹³ Diese detaillierende Aufzählung oder Anschauung hat keine greifbare Präsenz und findet nur in der Vorstellung statt, d.h. abwesende, vergangene, zukünftige Dinge oder Handlungen werden durch die Einbildungskraft als gegenwärtig wirksam oder sprechend vorgestellt. Die Vorstellung des Gemeinwesens ist also eine *hypotyposis* (»Abbilden«, »vor die Augen stellen«) als Veranschaulichung eines an sich ungreifbaren abstrakten Begriffs. Solche Sinnbilder der Gemeinschaft sind unverzichtbar, haben aber einen problematischen epistemologischen Status, weil sie einen imaginären Mehrwert erzeugen, der nicht in der reinen Illustration des Begriffs aufgeht.¹⁴ Die Erläuterung und Problematik dieser Figuration ist besonders ausführlich von Kant in der *Kritik der Urteilskraft* beschrieben worden. Zur Verdeutlichung der Problematik müssen hier aber ein paar knappe Ausführungen genügen.

Alle Imaginationen, die man einem Begriff a priori unterlegt, sind entweder schematisch oder symbolisch. Die schematische Darstellung eines Begriffs ist eine unmittelbar anschauliche Demonstration, z.B. die geometrische Konstruktion eines Dreiecks, die den Begriff des Dreiecks unmittelbar abbildet. Die symbolische Imagination hingegen vermittelt ihre Anschauung durch eine Analogie, also metaphorisch. Kant erläutert die Funktion der symbolischen Hypotypose exemplarisch anhand von zwei verschiedenen Vorstellungen des Gemeinwesens:

So wird ein monarchischer Staat durch einen beseelten Körper, wenn er nach inneren Volksgesetzen, durch eine bloße Maschine aber (wie etwa eine Handmühle), wenn er durch einen einzelnen absoluten Willen beherrscht wird, in beiden Fällen aber nur symbolisch vorgestellt. Denn zwischen einem despotischen Staate und einer Handmühle ist zwar keine Ähnlichkeit, wohl aber zwischen der Regel, über beide und ihre Kausalität zu reflektieren.¹⁵

Die Unterstellung einer gemeinsamen Kausalität, einer »Regel« der Reflexion, muss hier verschleiern, was zuvor noch ganz unmissverständlich als unmöglich bezeichnet wurde:

Die Realität unserer Begriffe darzutun, werden immer Anschauungen erfordert. [...] Verlangt man gar, dass die objektive Realität der Vernunftbegriffe, d. i. der Ideen, und zwar zum Behuf des theoretischen Erkenntnisses derselben dargetan werde, so begeht man et-

was Unmögliches, weil ihnen schlechterdings keine Anschauung angemessen gegeben werden kann.¹⁶

Dennoch kann die politische Philosophie im Bewusstsein dieser Unmöglichkeit nicht auf ein Spiegelbild ihrer eigenen Ideen verzichten. Also muss einem Begriff, »den nur die Vernunft denken, und dem keine sinnliche Anschauung angemessen sein kann, eine solche untergelegt«¹⁷ werden, aber genau darin besteht die Gewalt einer symbolischen Darstellung, die mit dem Dargestellten bloß der Form der Reflexion und nicht dem Inhalt nach übereinkommen will. Nach der Form einer ganz andersartigen Reflexion könnte man die nach Volksgesetzen strukturierte Republik auch als Guillotine oder Galgen versinnbildlichen, wie es Edmund Burke getan hat.¹⁸ Und selbst diese Übereinkunft verdankt sich nur dem Missbrauch (*Katachrese*) rhetorischer Figuren, weil die Analogie zwischen dem Gemeinwesen und seinen Sinnbildern (Handmühle, Uhr, Schiff, beseelter Körper, Gesellschaftsvertrag, Organismus u.a.) eine Übertragung darstellt, die nicht auf einem gegebenen *tertium comparationis*, sondern auf einer gewaltsamen Auslegung, einer Unterstellung beruht: Es wird nicht einfach eine Anschauung aufgefunden, die das Prinzip des Staates natürlich oder motiviert oder wenigstens besonders adäquat in sich enthält, sondern zwei völlig verschiedenen Anschauungen wird eine Form der Reflexion untergelegt, die vorher gar nicht gegeben war und die jederzeit auch anders bestimmt werden könnte.¹⁹

Die symbolische Hypotypose schafft eine künstliche Ähnlichkeit zwischen zwei Vorstellungen, die für sich betrachtet keine Ähnlichkeit erkennen lassen. Daraus folgt, dass diese Figur nicht eine von der Natur gegebene oder eine in der Reflexion notwendig erscheinende Verbindung zwischen dem Gegenstand und einem Prinzip der Reflexion illustriert, sondern willkürlich eine solche unterlegt. Die Gemeinschaft verdankt sich immer einem gewaltsamen Machttakt, sowohl in der realen Gewalt einer kriegerischen Stiftung als auch durch die setzende Macht der Sprache. Die setzende Macht mag ihren Ursprung zwar in einem historischen Subjekt namens König, Volk oder *volonté général* haben, realisiert wird sie aber erst in einer rhetorischen Figur und durch deren Regeln.²⁰ Die Gründung des Gemeinwesens auf einer absoluten Begründung ist also unmöglich, weil seine sprachliche Setzung nicht notwendig, sondern arbiträr ist, andererseits ist diese Gründung aber notwendig und unausweichlich, wenn das Gemeinsame stattfinden soll. Es gibt keine Alternative zu dieser unmöglichen Notwendigkeit der imaginären Gemeinschaft. Den philosophischen und sozialwissenschaftlichen Grundlegungen des Gemeinwesens wird es niemals gelingen, eine rein rationale und funktionale Bestimmung ihres Gegenstandes zu erreichen, sondern es kann lediglich darum gehen, den Übergang von einer Bildlichkeit zu einem politischen, moralischen oder erkenntnistheoreti-

schen Interesse »ohne einen zu gewaltsamen Sprung möglich« (Kant) erscheinen zu lassen, selbst wenn dieser Sprung vielleicht nie ohne Zwang gelingen wird. Foucault hat in diesem Zusammenhang davon gesprochen, das wir eine politische Philosophie bräuchten, die nicht um das Problem der Souveränität herum konstruiert sei. Man müsse den Kopf des Königs abschlagen, habe das in der politischen Theorie aber noch nicht getan.²¹ Dem bleibt hinzuzufügen, dass man zwar den Kopf eines Königs von seinem Körper trennen kann, die politische Philosophie sich aber weiterhin um diesen enthaupteten Körper, diesen leeren Platz des Königs gruppieren muss.

¹ Harold A. Innis: Kreuzwege der Kommunikation. Ausgewählte Texte, Wien/New York 1997, S. 96.

² Vgl. Bernhard Siegert: Relais. Geschichte der Literatur als Epoche der Post 1751-1913, Berlin 1993.

³ Vgl. Bernhard Siegert: Ab-Ort Rom. Übertragung als Grund und Abgrund der Referenz, in: Tumult. Schriften zur Verkehrswissenschaft 30 (2006), S. 11-18; Bernhard Siegert: translatio imperii: Der cursus publicus im römischen Kaiserreich, in: Archiv für Mediengeschichte 3 (2003), S. 41-59.

⁴ »Der Mythos kommuniziert das Kommune, ermächt das Gemeine gemein, er teilt das Gemein-Sein dessen mit, was er offenbart oder was er erzählt. Mit jeder seiner Offenbarungen offenbart er folglich der Gemeinschaft gleichzeitig auch ihr eigenes Sein und gründet sie. Er ist immer Mythos der Gemeinschaft, d.h. er ist immer der Mythos der Einswerdung – einzige Stimme von vielen, der den Mythos erfinden und mit-teilen kann. [...] Das mythische Denken (...) ist tatsächlich nichts anderes als das Denken einer gründenden Fiktion oder einer Gründung durch die Fiktion« (Jean-Luc Nancy: Die undarstellbare Gemeinschaft, Stuttgart 1988, S. 110-115). Zu der konkreten erzähl- und gattungstheoretischen Realisierung von Gemeinschaftsmodellen siehe Heiko Christians: Die Form der Gemeinschaft. Communitasmodelle zwischen Eposideal und Romangeschichte, in: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch der Görres-Gesellschaft 43 (2002), S. 213-247.

⁵ Vgl. Claude Lefort: Die Frage der Demokratie, in: Ulrich Rödel (Hg.): Autonome Gesellschaft und libertäre Demokratie, Frankfurt/M. 1990, S. 281-297 (hier S. 284).

⁶ Nach der pointierten Formulierung von Susanne Lüdemann ist ein solcher Funktionalismus das artikulierte Phantasma, dass es in der modernen Gesellschaft kein Phantasma (kein Imaginäres) mehr gebe. Susanne Lüdemann: Metaphern der Gesellschaft. Studien zum soziologischen und politischen Imaginären, München 2004, S. 50.

⁷ Vgl. Claude Lefort/Marcel Gauchet: Über die Demokratie. Das Politische und die Institutionierung des Gesellschaftlichen, in: Rödel (Hg.): Autonome Gesellschaft (Anm. 5), S. 89-122.

⁸ Cornelius Castoriadis: Die griechische polis und die Schaffung der Demokratie, in: Rödel (Hg.): Autonome Gesellschaft (Anm. 5), S. 298-328 (hier S. 300f.).

⁹ Cornelius Castoriadis: Gesellschaft als imaginäre Institution. Entwurf einer politischen Philosophie [1975], 2. Aufl., Frankfurt/M. 1997, S. 218. Castoriadis knüpft in seiner politischen Philosophie ganz explizit an die Tradition der klassischen deutschen Philosophie an, vor allem an Kant, Fichte, Hegel und ganz besonders natürlich an Marx und Freud – allerdings in einer sehr freien und teilweise fragwürdigen Weise. Zur Kritik und produktiven Fortführung von Castoriadis siehe Lüdemann: Metaphern der Gesellschaft (Anm. 6), S. 47-61.

¹⁰ Castoriadis: Gesellschaft als imaginäre Institution (Anm. 9), S. 310. An anderer Stelle spricht er auch von einem »unentwirrbaren Bündel verfilzter Gewebe aus verschiedenen und dennoch gleichartigen Stoffen, übersät mit virtuellen und flüchtigen Eigenheiten« (ebd., S. 565).

¹¹ Lefort/Gauchet: Über die Demokratie (Anm. 7), S. 98.

¹² Siehe dazu Ludwig Jäger: Evidenzverfahren, in: Transkriptionen Nr. 5 (2005), S. 10-13.

¹³ Vgl. Heinrich Lausberg: Elemente der literarischen Rhetorik, Ismaning 1990, § 369, S. 117f.

¹⁴ Vgl. Albrecht Koschorke/Susanne Lüdemann/Thomas Frank/Ethel Matala de Mazza: Der fiktive Staat. Konstruktionen des politischen Körpers in der Geschichte Europas, Frankfurt/M. 2007, S. 55-64.

¹⁵ Immanuel Kant: Kritik der Urteilskraft [1790], Hamburg 1990, S. 256.

¹⁶ Ebd., S. 254.

¹⁷ Ebd., S. 255.

¹⁸ Vgl. Koschorke u.a.: Der fiktive Staat (Anm. 14), S. 227-233.

¹⁹ »Unsere Sprache ist voll von dergleichen indirekten Darstellungen nach einer Analogie, wodurch der Ausdruck nicht das eigentliche Schema für den Begriff, sondern bloß ein Symbol für die Reflexion enthält. So sind die Wörter Grund (Stütze, Basis), abhängen (von oben gehalten werden), woraus fließen (statt folgen), Substanz (wie Locke sich ausdrückt: der Träger der Akzidenzen) und unzählige andere nicht schematische, sondern symbolische Hypothesen und Ausdrücke für Begriffe, [...] denen vielleicht nie eine Anschauung direkt korrespondieren kann« (Kant: Kritik der Urteilskraft, S. 257). Zur Problematik metaphorischer Rede in dem berühmten § 59 der Kritik der Urteilskraft siehe Paul de Man: Epistemologie der Metapher, in: Anselm Haverkamp (Hg.): Theorie der Metapher, 2. Aufl., Darmstadt 1996, S. 414-437.

²⁰ Ausführlicher dazu ist Harun Maye: Der Leviathan von Thomas Hobbes zwischen Metaphorik und Maschinenbau. Zur medialen Latenz eines politischen Gemeinwesens, in: Jörn Ahrens/Stephan Braese (Hg.): Im Zaubern der Zeichen. Beiträge zu einer Kulturgeschichte des Mediums, Berlin 2007.

²¹ Vgl. Michel Foucault: Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin 1978, S. 38.

Cow Paths

2. Internationales Symposium der Medieninformatik am B-IT, Bonn 16. und 17. November 2006

»Cow Paths: Agency in Social Software« war das Motto des zweiten Internationalen Symposiums der Medieninformatik, das vom Forschungskolleg SFB/FK 427 »Medien und kulturelle Kommunikation« in Kooperation mit dem SFB/FK 615 »Medienumbrüche«, dem Network of Excellence »PROLEARN« sowie dem Bonn-Aachen International Center for Information Technology (B-IT) am 16. und 17. November 2006 veranstaltet wurde. Zum zweiten Mal haben Ralf Klamma (RWTH Aachen/FK 427) und Volker Wulf (Universität Siegen/FK 615) ein internationales Symposium zu neuen Entwicklungen der Medieninformatik auf die Beine gestellt. Die Veranstaltung wurde von Erika Linz (B-IT), Reinhard Linde (RWTH Aachen/B-IT), Marc Spaniol (RWTH Aachen/FK 427) und Michael Veith (Universität Siegen/FK 615) organisiert. Im Rahmen des zweitägigen Symposiums diskutierten nahezu 100 internationale Experten aus Forschung und Industrie interdisziplinäre Forschungsfragen der Medieninformatik in Vorträgen und Workshops. Der Schwerpunkt lag dabei auf der sogenannten »Sozialen Software«, womit Anwendungen und Dienste im Web 2.0 bezeichnet werden, die kollektive Netzwerkaktivitäten unterstützen. Es handelt sich dabei um solche Formate wie Wikis, Weblogs, Blogs oder »Social bookmarking«.

Am ersten Veranstaltungstag beleuchteten internationale Fachvortragende unterschiedlicher Disziplinen wie Marc Smith von Microsoft Research, Anabel Quan-Haase von der University of Western Ontario, Erhard Schüttelpelz von der

Universität Siegen und Frank Kappe von der TU Graz soziale, politische und mediale Aspekte sozialer Software im Spiegel der Medieninformatik. Höhepunkt des Tages war eine öffentliche Abendveranstaltung im Rahmen des Informatikjahrs (www.informatikjahr.de) mit einem Vortrag von Thomas Becker von Buhl Data zur Entwicklung neuartiger interaktiver TV-Formate, die das bisherige Einweg-Medium Fernsehen schon bald revolutionieren könnten. Dr. Speyer vom Ministerium für Innovation, Wissenschaft, Forschung und Technologie des Landes Nordrhein-Westfalen (www.innovation.nrw.de) sprach die Grußworte zu staatlichen Forschungs- und Förderstrategien der Medien- und Softwarebranche.

Der zweite Tag des Symposiums war Workshops gewidmet, die in vier parallel stattfindenden Veranstaltungen die Fragestellungen des Symposiums vertieften. Im ersten Workshop ging es um Auswirkungen der sozialen Software auf das Wissensmanagement von Unternehmen. Ein zweiter beschäftigte sich mit der vielbeschworenen Wandlung von Benutzern des Internets in Produzenten, wie etwa das erfolgreiche Beispiel der Online-Enzyklopädie Wikipedia verdeutlicht. Im Rahmen des europäischen Exzellenznetzwerkes zur professionellen Weiterbildung PROLEARN (www.prolearn-academy.org) befasste sich der dritte Workshop mit Auswirkungen auf die Gesellschaft. Im letzten Workshop wurden Visualisierungen sozialer Netzwerke im Rahmen von Konflikten wie der Kosovo-Krise und dem Irak-Feldzug präsentiert. Den Abschluss der Veranstaltung bildete eine Podiumsdiskussion mit internationalen Vertretern aus Wirtschaft, Politik, und Wissenschaft, die einen Handlungsleitfaden für die internationale Medieninformatik erörterten.

Ralf Klamma und Marc Spaniol

Experimentelle Interfaces in Musik und Medienkunst

Workshop mit Bert Bongers 4. und 5. November 2006

Im Bereich digitaler interaktiver Kunst und Performances nutzen Künstler verschiedener Disziplinen in den letzten Jahrzehnten zunehmend experimentelle Interfaces, die auf der Entwicklung neuartiger Sensoren und multimodaler Schnittstellen beruhen und so z. B. kontext-sensitiv variiende Körperbewegungen eines Performers in den algorithmischen Prozess künstlerischer Gestaltung zu integrieren vermögen. Unter Berücksichtigung der Debatte um die Immateriali-

tät digitaler Kultur, die durch den Computer als eine informatisierte, symbolische Maschine bedingt ist, werden die Verkörperungsstrategien, die im Kontext der Mensch-Computer-Interaktion immer mehr medial inszeniert worden sind, nicht nur in der informationstechnologischen Forschung zum Interface-Design, sondern auch in medienästhetischen Diskursen in den Blick genommen.

Der zweitägige Workshop wurde in Kooperation mit dem Musikwissenschaftlichen Institut der Universität zu Köln und dem ANIMAX Multi-mediatheater Bonn vom Teilprojekt C10 veranstaltet. Zu Gast war Bert Bongers, Ing. MSc. PhD – derzeit Associate Professor an der University of Technology in Sydney –, der sowohl eine Reihe be-



kannter Interfaces als auch eine signifikante Theorie physikalischer und haptischer Interfaces in Verbindung mit künstlerischen Projekten in Musik und Medienkunst entwickelt hat, um medien-theoretische Fragen hinsichtlich der verkörperten Interaktion im Vollzug von Medienpraxen untersuchen zu können.

Vom historischen Überblick der Technikgeschichte ausgehend, thematisierte Bongers die Materialität der Interfaces, die eine physikalische wie verkörperte Interaktion von Mensch und Computer ermöglicht. Eine der dabei mit Workshop-Teilnehmenden intensiv diskutierten Fragen war

es, inwieweit eine durch physikalisch-materielle Interfaces vermittelte, musikalisch-künstlerische Interaktion die mit der *Aisthesis* verbundene mediale Erfahrung im Kontext der digitalen Kultur sichtbar macht. Die am ersten Tag des Workshops erarbeiteten theoretischen Überlegungen wurden am zweiten Tag im ANIMAX Multimediatheater Bonn in experimentellen Projekten, die nach der Vermittlung technologischer Grundlagen des Interface-Designs in fünf Gruppen realisiert wurden, in teilnehmender Beobachtung praktisch erprobt.

Jin Hyun Kim

Fernsehen in der postsowjetischen Transformation

Workshop

15. und 17. Dezember 2006

Im Zentrum des Workshops standen Fragen nach Diskursen und Formaten, die sich im Kontext der postsowjetischen Transformation in der georgischen, russischen und weißrussischen Fernsehkultur herausgebildet haben. Vor dem Hintergrund aktueller machtpolitischer Veränderungen im Mediensystem – seit dem Amtsantritt Vladimir Putins ist das Fernsehen weitgehend unter staatliche Kontrolle gestellt – wurden schwerpunktmäßig damit einher gehende neue televisuelle Politiken der Repräsentation diskutiert.

In der ersten Sektion »Aspekte der Transformation« behandelte Anna Amelina (Bielefeld) unter soziologischem Aspekt die aktuellen Kontrollmechanismen im russischen Fernsehen und kennzeichnete den gegenwärtigen Entwicklungsprozess im Spannungsfeld von Autonomie und Propaganda: Durch den Wiederaufbau der Kontrollmechanismen versuche der Staat, die massenmediale Autopoiesis zu verhindern. Devi Dumbadze (Bochum) erörterte ausgehend von Michel Foucaults Gouvernamentalitätskonzept am Beispiel der georgischen Reality Show »Geobari« Prakti-

ken der Selbstführung, die sich im Zusammenhang mit dem gesellschaftlichen Transformationsprozess beobachten lassen.

In Zentrum der zweiten Sektion »Politik der Repräsentation« stand das weißrussische Fernsehen in seinem paradoxen Status zwischen Realismus und Postmodernismus. In den Blick genommen wurden Strategien der Denarrativierung und des visuellen Designs im Kontext der postsowjetischen Ideologie. Andrej Gornych (Minsk / Vilnius) setzte sich mit den Repräsentationen Europas in der weißrussischen politischen Dokumentarserie »Getrennte Staaten von Europa« auseinander, und Al'mira Usmanova (Minsk / Vilnius) analysierte am Beispiel der Wahlkampagne im März 2006 die Konstruktion des politischen Subjekts durch Ausschluss aus der Repräsentation.

Die dritte Sektion »Fernsehen und visuelle Kultur« war generellen Fragen der Bilderpolitik gewidmet. In ihrem Vortrag »Bild und (Tele)visualität« reflektierte Elena Petrovskaja (Moskau) den Bildbegriff in Bezug auf das Medium Fernsehen. Kennzeichnend war für sie dabei das Verhältnis von sichtbaren Zeichen (»Visualität«) und Unsichtbarkeitseffekten (»tele-«). Oleg Aronson (Moskau) thematisierte am Material alltäglicher russischer Talk-Shows den Unterschied zwischen dem Prinzip der Tele-Vision und dem der Tele-Kommunikation, als je eigenen medialen Adressierungsverfahren.

Wolfgang Beilenhoff und Sabine Hänsgen

Mediale Codierungen des Sports

Konferenz in Hattingen

26. bis 28. Januar 2007

Die Tagung, die in Kooperation mit DGB Bildungswerk in Hattingen durchgeführt wurde, ging davon aus, dass sich am Beispiel des Sports

zentrale Mechanismen der Medienkultur erschließen lassen. Sowohl die rein quantitative Präsenz als auch die Vielfalt der Inszenierungsformen machen den Mediensport zu einem privilegierten Bezugspunkt für die Erforschung der sozialen, kulturellen und politischen Implikationen medialer Verfahrensweisen. So lassen sich etwa Fragen der Aufmerksamkeitsakkumulation, der Produktion und Zirkulation von Wissen, aber auch des Verhältnisses von Präsenz und Repräsentation am Mediensport diskutieren. Sport ist medial konstituiert und die modernen Massenmedien

sind durch das Thema Sport strukturiert; entsprechend findet in den Medien so wenig eine bloße Berichterstattung ›über‹ einen prinzipiell außer-medialen Sport statt, wie sich ›eigentliche‹ Formen und Regeln des Sports von den medialen Einflüssen auf den Sport (die häufig mit Schlagworten wie Kommerzialisierung etc. diagnostiziert werden) unterscheiden lassen. Die Vorstellung eines außerhalb der Medien existierenden Sports, der bestimmten Semantiken (Fairness, Sieg-Niederlage etc.) Plausibilität verleiht, muss selbst als Resultat einer medialen Verfahrensweise analysiert werden. Gerade dadurch nämlich lassen sich die medialen Codierungen des Sports als Ressourcen für ganz unterschiedliche soziale und politische Vorgänge nutzbar machen.

Die Tagung setzte mit einem Panel ein, das verdeutlichte, welche Darstellungsformen (Narration, Spiel, Ritual etc.) und welche Praktiken und Wissensformen (Medizin, Statistik etc.) der Mediensport verarbeitet und wie er so zu einem Ort der Darstellung und Bewertung von Gesellschaften und Individuen, von Kulturen und Verhaltensweisen wird. So konnte unter Rückgriff auf systemtheoretische Prämissen aufgezeigt werden, dass der Sport durch Überschneidung mit den Medien eine Eigenlogik herausbilden konnte, die gerade nicht im lokalen Ereignis, sondern in einer weltgesellschaftlichen Vergleichbarkeit gründet. Im zweiten Panel standen die mit dem Mediensport verbundenen Körperbezüge im Mittelpunkt. Zum einen ging es um die Frage, inwiefern die Differenzierung der Sportler (ihrer Körper und Charaktere) entlang von Sportarten an normalisierende Klassifikationsverfahren von

›Rasse‹ und ›Geschlecht‹ in der Physiologie um 1900 anknüpft. Zum anderen wurde anhand der medialen Skandalisierung von Doping deutlich gemacht, dass im Mediensport das Konzept des verantwortungsvollen Subjekts und des gesunden Körpers zur Disposition steht. Das dritte Panel diskutierte den Beitrag des Mediensports zur Sichtbarkeit, Stabilität und Selbstverständlichkeit von Kollektiven. In mehreren Vorträgen wurde veranschaulicht, dass der Mediensport zwar von Strategien nationaler Repräsentation durchdrungen ist, in seiner populären Affektivität und seiner Eigendynamik aber zugleich ein höchst prekäres Feld für politische ›Instrumentalisierungen‹ darstellt. Das abschließende Panel versetzte die bis hierhin diskutierten Kategorien noch einmal in eine reflexive Perspektive, insofern Praktiken und mediale Inszenierungen zum Gegenstand wurden, die (wie etwa im Wettkampfmodus ausgetragene Computerspiele oder die urbane, subkulturelle Bewegungsform des ›Parkours‹) in ganz unterschiedlicher Weise sportaffin sind und doch zugleich Besonderheiten aufweisen, die die Grundbedingungen medialer Codierungen entscheidend verändern.

In der Abschlussdiskussion wurde deutlich, dass gerade die Ambivalenzen (die Uneindeutigkeit, was den ›Kern‹ des Sports ausmacht, die Kämpfe darum, wie Sport zu präsentieren ist und welcher Stellenwert etwa den Zuschauern, den Fans zukommt) den Mediensport für die Bearbeitung ganz unterschiedlicher gesellschaftlicher Konflikte verfügbar und analytisch greifbar macht.

Markus Stauff

Sounds im Archiv

Workshop mit Rembert Hüser

29. Januar 2007

Der Literatur-, Kultur- und Filmwissenschaftler Rembert Hüser war in der Zeit von 1999 bis 2001 Mitglied des Forschungskollegs und ist derzeit Associate Professor am Institut for German, Scandinavian and Dutch Studies der University of Minnesota. Hüser beschäftigte sich in dem Workshop mit dem Filmoeuvre des argentinisch-deutschen Künstlers Mauricio Ràul Kagel, der vor allem als Komponist, Dirigent und Librettist bekannt ist und als ein wichtiger Vertreter des *Instrumentalen Theaters* gilt. Dabei ging er von Überlegungen Georg Stanitzeks über Fama und Gerücht aus, die im Band *Schnittstelle: Medien und Kulturwissenschaft* (Mediologie Bd. 1, 2001) veröffentlicht wurden. Die Fama bezeichnet Stanitzek als eine »frühe Allegorie der Autonomie von Kommunikation«, denn die Kommunikationsform des Gerüchts und des Hörensagens entmutigt jede Vorstellung von Steuerbarkeit. Stattdessen ist sie von

einer Vielstimmigkeit – d.h. von multiplen und interagierenden Kommunikationsprozessen – geprägt. Diese Überlegungen wurden auf Kagels berühmtesten Film LUDWIG VAN (1970) bezogen, in dem Beethoven die Stätten seiner Jugend besucht und dabei von sogenannten Originalräumen zu phantasmatischen Orten übergeht, die u.a. von Joseph Beuys gestaltet wurden. Im Besonderen anhand dieses Films geht Hüser der Frage nach dem Verhältnis von Gerücht und Werkkonstitution nach und hebt dabei auf die gerüchtemäßige Vielstimmigkeit ab, die auch Stanitzek in seinen Ausführungen zu Fama interessieren. Er versteht den Film dabei als Visualisierung des Hörensagens und der divergierenden Stimmen, weil er eine Vielzahl von Spuren zu Ludwig van Beethoven aufnimmt, ohne dass jedoch bereits etablierte Ordnungen und Hierarchien, die das Wissen zu Beethoven und seinem Werk strukturieren, übernommen werden. Objekte, Räume und Anekdoten bringen in dem Film divergierende Stimmen zum Klingen, aus denen Zuschreibungen wuchern und an die sich Deutungen anlagern. Diese Anlagerungen – so Hüsers These – bringen aber erst die Gesamtheit Beethoven hervor.

Christina Bartz

Die Politik der Gemeinschaft

Workshop in Bad Münstereifel
12. bis 14. Februar 2007

Angesichts einer Weltgesellschaft, deren Entwicklung sich nicht so friktionsfrei abzeichnet, wie es sich für viele Beobachter nach dem Ende der politischen Blocksituation zunächst darstellte, hat der Begriff der Gemeinschaft im Rahmen kulturwissenschaftlicher Diskussionen um Form und Konstitution des Politischen in modernen Gesellschaften verstärkte Aufmerksamkeit erfahren. Lange Zeit v. a. von der soziologischen Theoriebildung als überschaubare Formierung des Sozialen marginalisiert, scheint der Begriff gerade dort wieder politisch virulent zu werden, wo das Denken politischer Handlungsfähigkeit angesichts weltpolitischer Krisensituationen mit Positionen konfrontiert wird, die einen »Clash of Cultures« (Huntington) proklamieren und somit Kultur im Register des Agonalen ausbuchstabieren. Diesem Sachverhalt Sorge zu tragen war Ziel eines Workshops über die Unterscheidung von Gesellschaft und Gemeinschaft im Hinblick auf aktuelle Auffassungen von Gemeinschaft und deren Situierung in der Globalisierungsdebatte, der in Zusammenarbeit mit der Friedrich-Ebert-Stiftung in der Kurt-Schumacher-Akademie in Bad Münstereifel stattfand.

Schon Ferdinand Tönnies epochenmachende Unterscheidung von organischer Gemeinschaft und mechanischer Gesellschaft trägt einen historischen Index: Gemeinschaft ist hier weniger historischer Vorgänger des Sozialen denn »Idol« angesichts »maßloser Erkaltung menschlicher Beziehungen« (Helmut Plessner). Bezugspunkt

bleibt dabei Hobbes' Vertragsdenken, das auch für Carl Schmitt letztendlich zum Scheitern des Leviathansymbols führt. Die Entscheidung über Freund und Feind wird hier zum existenziellen Kriterium politischer Gemeinschaft angesichts der Möglichkeit, »offen über das Leben von Menschen zu verfügen.« Giorgio Agambens an Hobbes und Schmitt geschulte Analyse der Politisierung des Lebens treibt diese Problematik in die Kritik einer Bann-Situation, die die Struktur von Souveränität per se ausmacht. Die Frage, wie eine Korrelation des »nackten Lebens als neuem politischem Subjekt« und einer *kommenden Gemeinschaft* zu denken wäre, bleibt jedoch schwierig zu beantworten. Jean-Luc Nancys frühe Theorie der Gemeinschaft als *literarischer Kommunismus* erweist sich in ihrer Kritik am Werkcharakter des Gemeinschaftlichen und in der Analyse seiner genuinen Unterbrechungsfunktion zwar als scharfsinniges *vademecum* gegen einen essentialistisch verstandenen Gemeinschaftsbegriff, seine politische Wirksamkeit wäre aber noch zu formulieren. Die zumeist im anglo-amerikanischen Sprachraum geführte Debatte schließlich zwischen Komunitarismus und Liberalismus macht darauf aufmerksam, das moderne Gesellschaften keineswegs auf die Alternative von Gesellschaft und Gemeinschaft reduzierbar sind. Vielmehr ergeben sich schon auf theoretischer Ebene vielfältige Interdependenzen, die einer Erfolgsgeschichte der liberalen Gesellschaft im Weg stehen.

Eine kulturwissenschaftliche Reflexion auf Formen politischer Handlungsfähigkeit kommt nicht umhin, so wäre ein erstes Fazit der Diskussionen zu ziehen, Gemeinschaft als je neu aktualisierbare Größe jenseits der Alternative von vertraglicher Regelung und urwüchsiger Organizität zu denken: »Nicht Vertrag, nicht Gewächs.« (Peter Sloterdijk)

Mladen Gladic

Übersetzen/Verstehen: Vertraut gewordene Fremdheit

Gastprofessur Donatella Di Cesare
Februar/März 2007

Donatella Di Cesare ist Professorin für Sprachphilosophie an der Universität »La Sapienza« in Rom. Sie studierte Philosophie in Rom und promovierte bei Eugenio Coseriu in Tübingen. Von 1996 bis 1998 war sie in Heidelberg, wo sie letzte Schülerin Gadammers war. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen auf den Gebieten philosophische Hermeneutik, Sprachphilosophie, jüdische sowie griechische Philosophie.

Im Fokus eines ersten Workshops unter dem Titel *Traumbild der Bedeutung? Wittgensteins Kritik*

stand Wittgensteins *Big Typescript*, eine Sammlung von Texten aus den Jahren 1929-32. Wittgenstein nimmt in diesem Werk eine Deontologisierung von Bedeutung vor. Er destruiert dabei nicht nur die Vorstellung einer Substanz »hinter« der Sprache, sondern zugleich auch diejenige einer Innerlichkeit des Denkens. Für ihn gibt es kein »Innen« des Gedankens, sondern nur eine sprachliche »Außenseite«; Verstehen ist notwendigerweise immer diskursiv. Daraus ergibt sich für Wittgenstein die Beschreibung des Sprachgebrauchs, die Konzentration auf Sprachspiele als philosophische Methodik.

In einem zweiten Workshop zum Thema *Einige Etappen der Übersetzung. Zwischen dem Eigenen und dem Fremden* zeigte Di Cesare Verschiebungen im Verhältnis von Eigenen und Fremden in verschiedenen Übersetzungstheorien auf. Übersetzung wird oft als Erfahrung der Fremdheit des Anderen, das die Grenze des Eigenen kennzeich-

net behandelt. Für Rosenzweig und Benjamin allerdings ist Übersetzen die ›Entfremdung des Eigenen‹. Übersetzen ist für sie ein Dialog der Sprachen, ein Hinüberbringen, das Weiterleben ermöglicht. Es ist zugleich eine Befreiung aus der monadischen Eigenheit der einzelnen Sprache und eine Bewegung zum Fremden ohne Rückkehr.

Im anschließenden Abendvortrag *Verstehen. Eine philosophische Überlegung* bot Di Cesare zunächst eine kurze Philosophiegeschichte des Verstehens. Als einschneidende Positionen des 20. Jh. konzentrierte sie sich dann auf das ›Verstehen des

Verstehens‹ bei Gadamer und Derrida: Während die Hermeneutik bei der Einheit ansetzt, geht die Dekonstruktion von der Differenz aus. In Annäherung beider Positionen hielt sie zum einen fest, dass das Wort immer vom Anderen kommt und so die Vertrautheit eine vertraut gewordene Fremdheit ist, dies zugleich aber auch bedeutet, dass das Wort immer schon dialogisch ist. Verstehen ist in diesem Sinne die Rede des Anderen weiter reden zu wissen und gerade deshalb immer auch ein Anders- und Nicht-Verstehen.

Meike Adam

Popularisierung von Literatur und Sichtbarmachung des Unsichtbaren

Workshop mit Nigel F. Palmer und David Ganz

23. und 24. März 2007

Der Workshop zur »Popularisierung von Literatur und Sichtbarmachung des Unsichtbaren in Texten und Bildern des Mittelalters und der Frühen Neuzeit« diente der Diskussion zentraler Arbeitsthemen des Einzelprojekts A2.2: Anhand religiöser Phänomene, wie ›Tod‹, ›Seele‹ oder ›Jenseits‹, die sich der Darstellbarkeit eher entziehen, versucht dieses Projekt, komplizierte Bildformen und Darstellungsweisen im Kontext volkssprachiger Literatur in Abhängigkeit ihrer medialen Repräsentation in Handschrift und Druck zu beschreiben. Im Mittelpunkt der zweitägigen Veranstaltung standen daher die Präsentation von eigenen Arbeiten aus dem Projekt, etwa zur Text/Bild-Relation in den mystischen Werken, die Heinrich Seuse zugeschrieben werden, oder zur Konzeption der *Bilder-ars moriendi*, die als Verbindung von einer Textseite mit jeweils gegenüberüberliegendem Holzschnitt für den Buchdruck geschaffen wurde. Beispielhaft ließen sich viele

Fragestellungen an einer allegorischen Erzählung über den kontemplativen Weg, der zur Gotteschau führt (*Büchlein von der geistlichen Gemahelschaft*), zeigen: In der Überlieferung wurde der gleichnishaften Bildrede des Textes ein großer Bilderzyklus hinzugefügt und dadurch ›inneres‹ und ›äußeres‹ Sehen in ein komplexes Verhältnis gebracht. Zudem umfasst die Überlieferung zahlreiche Formen mit und ohne Bilder in Handschrift und Druck vom frühen 15. bis ins späte 16. Jahrhundert. Der Status der Bilder, die wie in vielen ähnlichen Fällen zu einer Textüberlieferung hinzutreten und eben nicht konzeptioneller Bestandteil des Textes sind, ließ sich nicht abschließend erörtern. Die Problematik der Darstellung des Nichtdarstellbaren zeigte der Kunsthistoriker David Ganz (Münster) im Zusammenhang mit der Verehrung der Katharina von Siena, die die Wundmale Christi nicht an der Körperoberfläche, sondern innerlich empfangen haben soll. Dies habe die Malerei vor die Herausforderung gestellt, für die auf Körperhaftigkeit beruhende Bildsprache der Stigmata neue Formen zu finden. Nigel F. Palmer (Oxford) wiederum konnte durch seine umfangreiche Kenntnis mittelalterlicher Visionsliteratur der Diskussion zahlreiche Impulse geben. Besonders deutlich wurde dabei die Bedeutsamkeit der Kontextualisierung einzelner Texte oder Bilder durch einen breiten Überlieferungs- und Traditionszusammenhang, um zu einem angemessenen Verständnis zu gelangen.

Gerald Kapfhammer

Medienbewegungen – Praktiken der Bezugnahme

Konferenz in Aachen

25. bis 27. April 2007

Die Konferenz thematisierte Formen der medialen Bezugnahme als wesentliche kulturelle Techniken der Kommunikation, Wissenskonstituierung und -tradierung. In seinem Eröffnungsvor-

trag legte Ludwig Jäger inter- und intramediale Bezugnahmen von Medien auf Medien als »transkriptive« Verfahrensform kultureller Semantik frei. Vor dem Hintergrund einer solchen Transkriptivitätstheorie wurden Praktiken der Bezugnahme nicht als reproduzierende und unidirektionale Akte, sondern als sinngenerierende Prozesse konzeptualisiert. Sinn, so wurde in vier Sektionen gezeigt, wird in medialen Bewegungen erst erzeugt und kann deshalb besser als Effekt verstanden werden. Die Sektion *Überschreiben/Umschreiben* setzte bei vermeintlich neutralen Verfahren des Darstellens und Wiederholens an

und identifizierte sie als medienabhängige Transkriptionsprozesse, die ihren Gegenstand weniger abbilden, als in der Prozessierung erst generieren. Die Dokumentation historischer Bildarchive erweist sich so als kulturpolitische »ReLektüre« (Sabine Hänsen/Wolfgang Beilenhoff), die individuelle Erinnerung als soziales Konstrukt (Erik Porath) und die Darstellung der »Öffentlichkeit im Netz« als »rekursive Selbstreflexion« (Wolfgang Coy). Die gemeinhin als unidirektionale Bezugnahmen modellierten Verfahren des Inferierens, Transferierens und Kodierens fokussierte die Sektion *Übersetzen/Übertragen*. Die Vorträge zeigten, dass es sich beim Übersetzen um keine Bewegung von einem Ausgangs- zu einem Zieltext handelt. Vielmehr wird erst durch Übersetzung bzw. Übertragung geschaffen, was im Nachhinein als Vorlage begriffen und so in den Status eines Originals erhoben wird. Die Frage nach den Konstitutionseffekten von Übersetzung wurde als »Aufschub des Originals nach Benjamin und Derrida« (Michael Wetzel) ebenso thematisch wie in der Analyse von EU-konstitutiven Diskursen (Oliver Marchat). Der dritte Vortrag analysierte die Übertragung biologischer Metaphern auf fachfremde Kontexte und ihren Einfluss auf die »Evolution von Wissensarten« (Ulrike Bergermann). Die Vorträge der Sektion *Undercover/Maskieren* beschäftigten sich mit medialen Verfahren der Unsichtbarmachung, genauer, mit Prozessen, die etwa das Objekt ihrer Referenz, ihre Adres-

sierung oder den Referenzakt selbst verbergen möchten. Die Frage, in welcher Wechselbeziehung das Verdeckte, Verborgene und Maskierte mit dem Sichtbaren steht, wurde in den Vorträgen zum Verwischen von Spuren in Ritualen der »Schamanen« (Erhard Schüttelpelz), zum »umkämpften Status« bzw. zur Stigmatisierung von Schwarzen im deutschen Kolonialismus (Felix Axster) sowie zur Subversion durch »Anonymität im Detroit-Techno« (Eckhard Schumacher) diskutiert. Im Fokus der Sektion *Undo/Löschen* standen Prozesse der Tilgung, der Verwerfung und Enteignung, also Verfahren, die etwas Gewesenes durch Löschung in einen *präexistenten* und damit auch *prämedialen* Status zu überführen scheinen. Aber auch bei solchen Bezugnahmen werden Sichtbarkeiten erzeugt, wird das Gelöschte neu inszeniert, sind Lücken, Reste oder Widerständigkeiten vorhanden. Unter dieser Perspektive nahm die Sektion »undoing« als sinngenerierende Prozesse am Beispiel von Aneignungsvorgängen wie »Found Footage Filmen« (Elisabeth Büttner), von »Ikonoklasmus und Aufhebung« (Gottfried Boehm) und des »Väter löschens in Ellis Lunar Park« (Hanjo Berressem) in den Blick. *Konzeption und Moderation*: Meike Adam, Gisela Fehrmann, Wiebke Iversen, Ludwig Jäger, Erika Linz, Luise Springer

Meike Adam und Gisela Fehrmann

Kultur in Putins Zeiten

Gastprofessur Michail Ryklin
Mai 2007

Im Sommersemester 2007 konnte der international renommierte Philosoph Michail Ryklin, der an der Russischen Akademie der Wissenschaften in Moskau lehrt, für eine Gastprofessur am Forschungskolleg gewonnen werden. Michail Ryklin, Träger des diesjährigen Leipziger Buchpreises für Europäische Verständigung, widmete sich in einem öffentlichen Vortrag im Museum Ludwig innerhalb der Veranstaltungsreihe *KulTouren* aktuellen politischen Tendenzen im Umgang mit der Meinungs- und Kunstfreiheit im heutigen Russland. Im Zentrum stand dabei die Kunstausstellung »Achtung, Religion!«, die im Januar 2003 im Moskauer Sacharow-Zentrum verwüstet wurde. Paradoxerweise jedoch sahen sich nicht die Täter juristischer Verfolgung ausgesetzt, sondern die Ausstellungsmacher und Künstler selbst wurden wegen »Beleidigung der religiösen Gefühle des russischen Volkes« angeklagt. Der Vortrag verfolgte die verschiedenen Phasen des Prozesses, um sich dann in grundsätzlicher Weise mit dem Status der Bilder im Zeitalter neuer religiöser Fundamentalismen auseinanderzusetzen. Wenn gleich die Demontage des Erbes der Aufklärung

in Russland eine spezifische Färbung aufweist (hinter dem Rücken der »Staats«-Religion steht die Regierung), so trägt sie doch, wie Ryklin mit Hinweis auf die dänischen Mohammed-Karikaturen verdeutlichte, internationale Züge.

In einem Workshop am Institut für Medienwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum wurden in Fortführung dieser Problematik zentrale Fragen der gegenwärtigen russischen Kultur vertiefend behandelt. Auf der Grundlage seiner »Korrespondenz aus Moskau«, die er seit 1995 für die Zeitschrift *Lettre Internationale* schreibt, diskutierten die Teilnehmer mit Michail Ryklin über die russische Kultur in Putins Zeiten. Exemplarisch hierfür standen die in der letzten Zeit äußerst erfolgreichen Blockbuster-Filme *NOËNOJ DOZOR/DNEVNOJ DOZOR* (Wächter der Nacht/Wächter des Tages, 2004-2006) als Symptom der neuen russischen Kultur. Für seinen Vortrag im Kollegkolloquium wählte Michail Ryklin schließlich unter dem Titel »»Uneinnehmbare Festung«. Das Moskauer Tagebuch Walter Benjamins« eine interkulturelle Thematik. Das Moskauer Tagebuch Walter Benjamins wurde dabei in einer Reihe mit verschiedenen anderen Erzählungen über die Oktoberrevolution und das nachrevolutionäre Russland betrachtet, die Jacques Derrida einmal als »Pilgerfahrten in das proletarische Mekka« bezeichnet hat.

Wolfgang Beilenhoff und Sabine Hänsen

KulTouren

Veranstaltungsreihe im Jahr der Geisteswissenschaften Sommer 2007

Das Bundesministerium für Forschung und Wissenschaft hat das Jahr 2007 zum »Jahr der Geisteswissenschaften« ausgerufen: Ein Anlass für das Kulturwissenschaftliche Forschungskolleg, mit der Reihe »KulTouren« die Geisteswissenschaften in ihrer ganzen Vielfalt zu präsentieren und den Dialog zwischen Forschung, Kulturpraxis und Öffentlichkeit zu suchen: Die Veranstaltungsreihe präsentiert in Performances, Ausstellungen, Workshops und Gesprächen das Wissen von Kunstpraxis und Kulturwissenschaft in einer verständlichen und unterhaltsamen Sprache. Dabei haben die KulTouren im Sommersemester den Weg zu Veranstaltungsorten angetreten, an denen man geisteswissenschaftliche Forschung auf den ersten Blick nicht vermutet.

Auftakt im KunstWerk

Zur Eröffnung der KulTouren lud das Kolleg am 12. Mai ins KunstWerk Köln ein, wo ein pointierter Festvortrag, ein Poetry Slam und viel Musik weit über 250 Besucher anlockten. Den programmatischen Teil übernahm Jochen Hörisch, Germanist und Medienwissenschaftler an der Universität Mannheim: In seinem Einleitungsvortrag hielt Hörisch ein Plädoyer für ein größeres Selbstbewusstsein der Geisteswissenschaften, die zur Lösung von kulturell relevanten Problemlagen mehr als die sogenannten »hard sciences« beitragen könnten. Um dieser Kompetenz gerecht zu werden, müssten sich die Geisteswissenschaften allerdings von bestimmten Formen der Überspezialisierung abwenden und sich auf Grundsatzfragen einlassen. Hörisch betonte seine Vision, einen Katalog von zehn bis zwanzig solchen Fragen zu entwickeln, die innerhalb der kommenden beiden Jahrzehnte zu lösen wären. Dass es gleichwohl nicht darum gehe, definitive Lösungen anzubieten, machte der Medienwissenschaftler auch klar: Als Zentralbegriff der Geisteswissenschaften stellte er den »Dis-kurs« heraus – und das im Wortsinn dieses Begriffs enthaltene Auseinanderlaufen, Nicht-Übereinstimmen. Ohne dieses sei das Reden ohnehin immer in der Gefahr des »Kon-kurses«.

Nach dem Auftritt der Kölner Band BALLHAUS nuevo, die nach Konzertreisen durch halb Europa und als zweifacher Sieger des Preises der Deutschen Schallplattenkritik den Weg ins KunstWerk antrat und mit ihren Chansons für Begeisterung sorgte, bildete ein Poetry Slam mit Nachwuchskünstler/innen der ABC-Universitäten Aachen, Bonn und Köln den Spannungshöhepunkt des Abends. Fünf junge Talente traten an, ihre literarischen Texte zu präsentieren – schließlich ging die erst 21-jährige Kölnerin Nadine Gottmann

mit einer Persiflage über die Nützlichkeit des Philosophiestudiums als Siegerin aus dem Wettbewerb hervor. Mehr als die Hälfte aller Publikumsstimmen entfielen auf die Studentin der Theater-, Film- und Fernsehwissenschaften. Aus den Händen Ludwig Jägers, des Geschäftsführenden Direktors des Forschungskollegs, durfte Nadine Gottmann einen symbolischen Scheck über 500 Euro entgegennehmen. Zu Klängen der Jazzcombo der RWTH Aachen und mit Tanz setzte sich der Abend im Anschluss an den offiziellen Programmteil noch bis tief in die Nacht fort.

Komponieren für Kinder

Bereits am Vormittag des 12. Mai haben die KulTouren den musikwissenschaftlichen Arbeitsbereich des Kollegs Kölner Kindern und ihren Eltern näher gebracht. Im Workshop »Vom Bandsalat zum Laptop-Loop« konnten Kinder die Grundprinzipien elektronischer Musik kennen lernen und eigene Kompositionen erproben. Insgesamt 24 Mädchen und Jungen im Alter von acht bis zwölf Jahren konnten einen der heißbegehrten Plätze für die Veranstaltungen im Musikwissenschaftlichen Institut erlangen. Zunächst entdeckte Ralph Paland mit den Kindern die spannenden neuartigen Möglichkeiten, die Schallplatte, Tonband und schließlich Computer seit 1950 für die Musik eröffnet hatten. Im Hauptteil der Veranstaltung realisierten die Teilnehmer der Workshops dann in Vierergruppen eigene Kompositionen. Grundlage hierfür waren drei lautmalerische Gedichte über Ritter und Drachen, eigenwillige Autos und aufbrausende Sturmgewalten, die die Kinder zu vielfältigen Stimmexperimenten anregten, welche dann aufgenommen, mit allerlei Umweltgeräuschen vermischt, elektronisch verfremdet und schließlich zu kleinen Musikstücken montiert wurden. Höhepunkt des Workshops war das abschließende Konzert, in dem die Kinder gemeinsam mit ihren Eltern und Geschwistern gespannt den Uraufführungen ihrer ebenso phantasievollen wie witzigen elektroakustischen Arbeiten lauschten. Eine zweite musikwissenschaftliche Veranstaltung am 6. Juli – »Der Hörer als Komponist« mit dem Kollegs-Gastprofessor Ricardo Mandolini – führte in die Frage der aktiven Musikrezeption ein und ließ in einem Konzert Kompositionen von Kölner Studierenden erklingen.

MedienPolitik

Ein Schwerpunkt der KulTouren lag auf dem Zusammenhang von Medien und Politik, der sowohl in Michail Ryklins Vortrag über die Kunstfreiheit im zeitgenössischen Russland als auch in Cornelia Epping-Jägers Darstellung der NS-Medienpolitik und in der Führung durch die Redaktionsräume des EXPRESS zur Geltung kam.

Michail Ryklin, in diesem Jahr Träger des Leipziger Buchpreises zur europäischen Verständigung, widmete sich am 15. Mai im Museum Ludwig aktuellen politischen Tendenzen im Umgang mit der Meinungs- und Kunstfreiheit in Russland. Im Januar 2003 – so sein Ausgangspunkt – wurde

im Moskauer Sacharow-Zentrum die Kunstaussstellung »Achtung, Religion!« verwüstet. Doch nicht die Täter sahen sich öffentlicher Ächtung und juristischer Verfolgung ausgesetzt, sondern Ausstellungsmacher und Künstler. Ryklin verfolgte die einzelnen Stadien dieses Aufsehens erregenden Prozesses nach. Cornelia Epping-Jägers Vortrag im NS-Dokumentationszentrum der Stadt Köln (EL-DE-Haus) akzentuierte die Bedeutung des medialen Dispositivs Lautsprecher für die Geschichte des Nationalsozialismus. Ohne das technische Medium Lautsprecher, so die Grundannahme der Medienwissenschaftlerin aus dem Forschungskolleg, wäre der Aufstieg der NSDAP anders verlaufen, wäre es nicht zu der für den Nationalsozialismus typischen Massenformierung gekommen, hätten keine »Hitler über Deutschland«-Wahlkämpfe stattgefunden und auch keine 18-stündigen Marathonsendungen im Rundfunk.

Wiederum eine andere Perspektive auf das Verhältnis von Medien und Politik wurde anlässlich einer Führung durch die Redaktionsräume des Kölner EXPRESS eingenommen. Hier ging es insbesondere um die Bedeutung, die die Tagespresse daran hat, was jeder von uns über die Geschehnisse in der Welt weiß. Besonders deutlich zeigte sich dies, wenn spektakuläre Ereignisse die Titelseiten bestimmen, wie etwa kürzlich der Amoklauf in Emsdetten. Wie ein solches Ereignis zur Schlagzeile wird, konnte im Rahmen der Verlagsführung und der anschließenden Diskussion verfolgt werden.

Ludwig Jäger zum Sprachursprung und zur holländischen Barockmalerei

Ludwig Jäger, Geschäftsführender Direktor des Forschungskollegs, führte mit spannenden Vorträgen an zwei ganz unterschiedliche Orte: Im Krönungssaal des Aachener Rathauses diskutierte er vor 600 interessierten Zuhörern zunächst das Rätsel des Sprachursprungs, das auch beim gegenwärtigen Stand der Forschung nicht wirklich aufgeklärt sei. Gleichwohl – so zeigte Jäger auf – vermitteln die neuesten Befunde aus der Evolutionsbiologie, der Sprachwissenschaft sowie den Neurowissenschaften aufregende Erkenntnisse über die Frühgeschichte der Menschengattung und damit auch über den Ursprung und die Entwicklung der Sprache. Im Kölner Wallraf-Richartz-Museum nahm sich Ludwig Jäger ein gänzlich anderes Thema vor: In Kooperation mit der Reihe »Universität im Museum« führte er Studierende in die holländische Malerei des 17. Jahrhunderts ein. Ebenfalls an der Universität – diesmal an der RWTH Aachen – war auch die Ausstellung »Aufgedeckt & Rumgedreht« angesiedelt, in der Flugblätter der Frühen Neuzeit hinsichtlich ihrer doppelsinnigen Bildtexte betrachtet werden konnten.

Einen besonderen Höhepunkt der KulTouren bildete der Auftritt der Avantgardefilm-Legende Peter Kubelka im Filmclub 813. Kubelka bot eine seiner Koch-Lectures, mit denen sich der Grand-

seigneur des Experimentalkinos in den letzten Jahren rar gemacht hat. Unter Einsatz zahlreicher ethnologischer Fundstücke und kulinarischer Köstlichkeiten gab Kubelka überraschende Perspektiven auf das Zubereiten von Speisen – von der Einschätzung des Kochens als ältester Kulturform bis zu dem Vergleich des Kochens mit dem Filmen.



Peter Kubelka

Podcast

Im Rahmen der KulTouren gibt es seit Juni einen Podcast, der die meisten Veranstaltungen und Vorträge dokumentiert und über das Internet nacherleben lässt. Der Podcast des Forschungskollegs ist in vielen einschlägigen Verzeichnissen gelistet, unter anderem im iTunes-Store, wodurch die KulTouren sich auch hier Zugang zu einem Publikum erschließen, das die Geisteswissenschaften sonst kaum erreichen. Als erster kulturwissenschaftlicher Podcast in deutscher Sprache wird er neben zahlreichen Angeboten, die für Forschungsfragen und Themen der Naturwissenschaften werben, dort seinen Platz finden und das Profil des Forschungskollegs stärken.

Insgesamt hat die Reihe KulTouren ihr Anliegen, eine Brücke zwischen der Universität und der Öffentlichkeit zu schlagen, erreicht – zahlreiche Besucher/innen und eine hohe Resonanz im Radio mit Beiträgen in WDR und SWR sind ein gutes Argument, die Reihe auch im Wintersemester fortzusetzen. Dann wird nicht nur ein Roundtable im Hotel Crowne Plaza grundlegende Fragen der Wissenschaftspolitik erörtern, zudem wird es eine Diskussion über Horrorfilme, eine Führung durch das Museum Schnütgen oder einen Workshop über Robotertechnik geben.

Kai Sicks

Darstellen und Zeigen

Workshop in Bad Münstereifel
14. bis 16. Mai 2007

In Zusammenarbeit mit der Kurt-Schumacher-Akademie veranstaltete das Forschungskolleg einen Workshop in Bad Münstereifel, in dem Wissenschaftler aus dem In- und Ausland mit Kollegen und Studierenden verschiedener Fachbereiche zum Thema »Darstellen und Zeigen: Verfahren der Wissenspräsentation« diskutierten. Dabei wurden unterschiedliche mediale Formen der Darstellung als intra- und intermediale Praktiken der Bezugnahme beleuchtet, die unter anderem auf Verfahren der Exemplifikation und Zitation, aber auch indexikalische Praktiken wie Zeigen und Techniken der Ostension abheben. Solche Formen der Wissenspräsentation begleiten als Schlüsselkompetenz für erfolgreiches Schreiben und mündliches Referieren zwar die Performanz wissenschaftlicher Diskurse, werden aber eher selten zum Gegenstand wissenschaftlicher Reflexion. Der Workshop schloss hier an und diskutierte Modi des Zeigens und Darstellens aus sprachphilosophischer (Prof. Dr. Christian Stetter, Aachen, Prof. Dr. Catherine Elgin USA, Harvard und Dr. Elisabeth Birk, Aachen), semiotischer (Prof. Dr. Uwe Wirth, Giessen) und linguistischer Perspektive (Prof. Dr. Wolf-Andreas Liebert und Thomas Metten, M.A., Koblenz-Landau) an den Materialfeldern Text, Vortrag und visuell unterstützte Präsentationen.

Christian Stetter eröffnete die philosophische Diskussion mit seinem Vortrag »Freind oder Grürke? Typenbildung, Induktion und Exemplifikation«.

in dem er mit Rekurs auf Nelsons Goodman Symboltheorie die Logik sprachsymbolischer Referenz als einen sprachlich »eingetübten« Vorgang freilegte. Er verdeutlichte die Logik solcher Referenzialisierung an einer semantischen Analyse von Kunstprädikaten wie »Trauglück« oder »Chrislim«. Während Elisabeth Birk die Implikationen der Symboltheorie Nelsons Goodmans für die Verfahren »Beispiel, Zitat und Variation« vorführte, weitete Catherine Elgin das logische Problem der sprachsymbolischen Referenz auf den Themenkomplex »Exemplifikation, Idealisierung und Verstehen« aus und argumentierte dann für die Ersetzung der traditionellen Begriffscluster »Wahrheit«, »Gewissheit« und »Wissen« durch »Richtigkeit«, »Übernahme« und »Verstehen«. Aus semiotischer Sicht differenzierte Uwe Wirth medien-spezifische Verfahren des Zeigens nach Peirce am Beispiel des performativ und literal »inszenierten genuinen Index«. Neben bildwissenschaftlichen Formen indexikalischer Referenz zeigte er so auch schriftgeleitete Formen der Inszenierung genuiner Indexikalisierung auf. Die theoretische Diskussion indexikalischer Bezugnahme wurde in den linguistischen Beiträgen »Wissenspräsentation als Transformation I und II« von Wolf-Andreas Liebert und Thomas Metten um die praxisnahe Ausdifferenzierung visueller Zeigeformen in Rede, Text und Vortrag ergänzt: Beide Präsentationen widmeten sich der praktischen Überführung traditioneller wissenschaftlicher Formen der Wissenspräsentation in populäre Modellierungen der Wissensdarstellung und fokussierten dabei die Rückwirkungen solcher Transformationsprozesse auf die dargestellten Sachverhalte.

Gisela Fehrmann

Regieren durch Medien

Gastprofessur Anna McCarthy
Mai und Juni 2007

Für den Frühsommer 2007 konnte das Forschungskolleg die Medien- und Kulturwissenschaftlerin Anna McCarthy (Professorin an der New York University) für eine Gastprofessur gewinnen. McCarthy, u.a. Mitherausgeberin der Zeitschrift *Social Text* und Autorin der Monographie *Ambient Television*, hat in diesem Rahmen ihre laufenden Forschungstätigkeiten in den Bereichen Visueller Kultur, medialer Politik und pädagogischem Film umfassend vorgestellt und im Kontext der Kollegs in mehreren Workshops diskutiert.

In einem ersten Vortrag »Reality TV: Biopolitical Theater of Neoliberalism« zeigte sie, ausgehend von einem neueren Reality-Fernsehformat, wie

gerade die emotionalisierende Inszenierung von traumatischen Erfahrungen zur Konstitution einer politischen Rationalität beiträgt: »Authentische« Lebensgeschichten werden zu einem Feld prinzipiell optimierbarer Entscheidungen. Damit adressieren, so eine Resultat dieser Analyse, gerade auch Sendungen des kommerziellen Fernsehens ihre Zuschauerinnen und Zuschauer als »Bürger« (und nicht nur als »Kunden«).

In einem Workshop zu »Research Methods in Media and Material Culture« stellte McCarthy zunächst die Zwischenergebnisse einer eigenen Studie zur Diskussion, in der sie die materielle und symbolische Ausgestaltung von Computerarbeitsplätzen untersuchte. Markant war dabei vor allem, wie mittels Post-its und ausgeschnitten Karikaturen, mit Plastikfiguren und Büromaterial medial und materiell, sozial und ästhetisch höchst heterogene Konstellationen geschaffen werden, die vielfältige Beziehungen zwischen der virtuellen, digital generierten Darstellung auf dem Monitor und der 3D-soliden Umgebungsrealität er-

stellen. In Verbindung mit einem Text von Amelie Hastie zum Thema »Eating in the Dark: A Theoretical Concession«, der in ähnlicher Weise das Phänomen des Essens im Kino thematisiert, bildete dies den Ausgangspunkt für eine vor allem methodologische Diskussion: Wie können gleichermaßen heterogene wie ephemere mediale Komplexe analysiert werden? Inwiefern bildet etwa autobiographisches Schreiben einen Zugang zu solchen Phänomenen?

In einem die Gastprofessur abschließenden Workshop wurden noch einmal methodologische Aspekte fokussiert; jetzt am Beispiel von (wissenschaftlich ebenfalls vernachlässigten) Formen des pädagogischen Films. (Ein Aufsatz von McCarthy zu diesem Themenkomplex wurde 2005 in der

Zeitschrift *Montage/AV* bereits ins Deutsche übersetzt: »Regieren per Fernsehen? TV-Filme im Dienste der Öffentlichkeit und die Archive der Frühzeit des US-amerikanischen Fernsehens«). An Beispielen aus den 1950er Jahren, die in Film und Fernsehen von der richtigen Form des Diskutierens oder vom Wert eines Hobbys überzeugen sollten, machte McCarthy deutlich, dass sich eine Analyse nicht auf die textuelle Form beschränken kann. Gerade die (zum Teil nur in Archiven rekonstruierbaren) Auseinandersetzungen um die richtige Adressierung und die damit verbundenen Konzeptionierungen eines Publikums machen den politischen Stellenwert solcher Sendungen aus.

Markus Stauff

Ästhetische Regime um 1800

Konferenz

24. und 25. Mai 2007

Ausgehend von Jacques Rancières Begriff der »Ästhetischen Regime« diskutierte die Konferenz die Prominenz des Ästhetischen um 1800. Im Unterschied zu solchen Ansätzen, die Ästhetik entweder als ein auf Kunstreflexion verpflichtetes, autonomes System oder aber als eine funktionale Ableitung des Politischen im Sinne eines ideologischen Ausdrucks verstehen, stand die Frage nach der konstitutiven Leistung der Ästhetik für die Formierung des Politischen im Vordergrund.

Nach den einführenden Überlegungen von Irmela Schneider zur Begriffsgeschichte des »Regimes« eröffnete Friedrich Balke die erste Sektion *Phäno-politik und Mikrophysik: Regierungskünste*. In seinem Vortrag zur »Dialektik der Ästhetik« bestimmte Christoph Menke den philosophischen Ort der Ästhetik als ein »Noch nicht«, an dem ästhetisches Wissen so an begriffliches angeschlossen erscheint, dass es auf seinen Entzug hin beobachtbar wird. Während begriffliches Wissen mit dem Vermögen der Subsumtion zu tun hat, handelt es sich bei ästhetischen um den Versuch, dem kontingenten Spiel der Kräfte seine Gesetzmäßigkeiten abzulesen. Um das Spiel der Kräfte und die Eintragung dieser Kräfte in eine polizeiliche Ordnung ging es auch bei Eva Geulens Vortrag »Schillernde Eide – Bindende Flüche. Die Verschwörung des Verrina zu Genua« und bei Ethel Matala de Mazzas Vortrag »Biopolitik in Bildern. Merciers *Tableau de Paris*«. Als Spannung zwischen der Intentionalität und der Kontingenz einer Entscheidung formulierte Joseph Vogl in seinem Vortrag zu »Wallenssteins Lage« diese Problematik entlang einer Theorie des Zauderns.

Nach der Einführung in die zweite Sektion *Der leere Platz des Königs: Geschichtsschreibung* von Ha-

run Maye machte Ralf Übl in seinem Vortrag »Ungünde des Ästhetischen. Paris 1799/1830« deutlich, wie dieser Platz durch die bildliche Aufmerksamkeit auf die Standfläche der handelnden Charaktere eingenommen wird, die sich unter Umständen auch als ein Abgrund erweisen kann. In Anne von der Heidens Vortrag zu »Blake und Füssli« ging es um die phantasmatische Rückgewinnung einer paternalistischen Ordnung aus den Halluzinationen der Einbildungskraft. Dass allerdings selbst restaurative Geschichtsschreibungen nicht an dem Umstand vorbei kommen, dass der Kopf des Königs gerollt ist, zeigte Brigitte Weingart in ihrem Vortrag zur »Macht und Ohnmacht der Dinge« anhand von Clemens Brentanos Erzählung *Die Schachtel mit der Friedenspuppe*.

Nach der Einführung in die dritte Sektion *Die Institutionierung des Beobachters: Selbstreferenz* von Leander Scholz stellte Jürgen Fohrmann in seinem Vortrag »Metaleptische Suche und pragmatistisches Erzählen« die Frage nach der Generierung von Beobachterwissen anhand des »Exemplums im Lichte der Ästhetik«. Während das Beispiel in rhetorisch-topologischen Wissensordnungen als Garant der Stabilität fungiert, wird das Beispiel in ästhetischen Wissensformationen zum Ort unabschließbarer Kategorienbildung. In seiner Lektüre von Hegels Auseinandersetzung mit Diderot zeichnete Lars Friedrich in seinem Vortrag »Der Preis der Spekulation« die ökonomischen Bedingungen des spekulativen Denkens nach und die Bedeutung, die dem Namen des Königs auch dann noch zukommt, wenn sein Körper längst aufgezehrt ist. Zum Abschluss der Sektion rekonstruierte Iris Därmann in ihrem Vortrag »Das Kunstwerk der Geselligkeit« anhand von Schleiermachers Theorie der Geselligkeit die ästhetischen und selbstreflexiven Dimensionen der Tischgesellschaft.

Leander Scholz

Comic und Stadt

Konferenz in Berlin

07. bis 09. Juni 2007

Die Konferenz »Comic und Stadt. Der urbane Raum in Schrift, Bild und Sequenz«, die von Jörn Ahrens (Berlin) und Arno Meteling (Köln) organisiert wurde, fand mit Unterstützung der Fritz Thyssen Stiftung für Wissenschaftsförderung und des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs »Medien und kulturelle Kommunikation« (SFB/FK 427) statt. Sie beschäftigte sich den komplizierten Verhältnissen von Text und Bild, Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit, Figur und Hintergrund, Architektur und *psychetecture* sowie von panoptischem Blick und dem Blick auf Straßenhöhe im Comic seit 1900. Strukturelle Ausgangslage der Konferenz war die Beobachtung des Widerspruchs zwischen einer oberflächlichen Evidenz des Comics, die zunächst keine Rätsel übrig zu lassen scheint und deswegen unter anderem für Warnschilder oder Werbung eingesetzt wird, und einer komplizierten Hybridität. Denn die singuläre Kopplung von Schrift und Bild in einer Form von räumlicher Sequenzialität führt zu analytischen Beschreibungsnotwendigkeiten. Der Blick des Comic-Lesers oszilliert zwischen kursorischer Textlektüre und statarischer Bildbetrachtung, zwischen dem Umblättern der Heftseiten und dem langsamen Entziffern der zuweilen kompliziert codierten Kompositionen aus Bild und Text.

Mit Jens Balzers und Ole Frahms Kontextualisierung der Arbeiten von Outcault, Herriman und McCay wurde zunächst das historische Setting für die Wechselwirkung von Modernität, Urbanität und der Entwicklung des Comics in den New Yorker Tageszeitungen um 1900 skizziert. Die widersprüchlichen Stadtkonzepte von Carl Barks' amerikanischem »Duckburg« und dem »Entenhausen« seiner deutschen »Donald Duck«-Übersetzerin Dr. Erika Fuchs erläuterte dann Andreas Platthaus und leitete auf diese Weise zur US-Sektion über. Am amerikanischen Superhel-

dencomic interessierte Scott Bukatman im Abendvortrag schließlich der Vergleich zur Popmusik und zur Körperpolitik im Musical, während William Uricchio am zweiten Tag einen Batman präsentierte, der nicht nur mit Gotham City verschmilzt, sondern über die Einnahme aller Blicke in der Stadt auch ein souveränes Überwachungsregime ausübt. Greg Smith deckte die Vaudeville-Traditionen in Will Eisners *The Spirit* auf, während Henry Jenkins mit dem spezifisch urbanen »Nostalgia Mode« (Fredric Jameson) des Retrofuturismus bei Dean Motter (*Mr. X, Terminal City, Electropolis*) die zeitlichen Dimensionen des Comics ausleuchtete.

In der Japan-Sektion wurde zum einen auf die Traditionslinie urbaner Apokalypsen im Manga als spezifische Verarbeitung des Atombombenabwurfs über Hiroshima und Nagasaki verwiesen (Sebastian Deterding), zum anderen auf die Vermischung von privaten und öffentlichen Räumen in den jüngsten Visualisierungen von Manga-Tokio (Jaqueline Berndt). In den verschiedenen Abschattierungen von Jacques Tardis Paris, zeigt sich, so Michael Cuntz, der am dritten Tag die Europa-Sektion einleitete, eine stets von der Geschichte bedrohte »belle époque«. Als Kritik an einer urbanen Zitadellenkultur las Thomas Becker dann die Darstellung von Paris, London und Berlin in der *Nikopol*-Trilogie Enki Bilals. Während sich die Stadtcomics von Marc-Antoine Mathieu vor allem durch ihre selbstreferenziellen Figuren auszeichnen (André Suhr), ist Alan Moores' London als mittelalterliches Gedächtnistheater lesbar (Björn Quiring). Mit einem skeptischen Portrait von Brüssel als nomineller Hauptstadt des Comics beschloss Pascal Lefèvre die Konferenz. (www.comicundstadt.de)

Arno Meteling



Musikalische Heuristik

Gastprofessur Ricardo Mandolini

Mai und Juni/Juli 2007

Transkriptivität als Konvergenzpunkt theoretischer Reflexion und künstlerischer Praxis fruchtbar zu machen – das ist die Intention des Konzepts musikalischer Heuristik, das Ricardo Mandolini im Rahmen seiner Lehr- und Forschungstätigkeit an der Université Lille III sowie seiner kompositorischen Produktion entfaltet. Getreu diesem Ansatz hatte Mandolini schon in der ersten Phase

seiner Gastprofessur im Mai 2007 großen Wert auf die Vielfalt seiner Veranstaltungsangebote gelegt: Vorlesungen und Vorträge zu ästhetischen und poetologischen Fragen standen in enger Wechselwirkung mit musikalisch-praktischen Seminaren und Konzerten. In der zweiten Phase sorgte Mandolini wiederum für vielfältige Oszillationen zwischen künstlerischer Theorie und Praxis:

Den Auftakt bildete die Vorlesung »Künstlerischer Einklang von freiem Willen und wissenschaftlicher Objektivität: eine heuristische Fiktion« am Musikwissenschaftlichen Institut, in der Mandolini anhand von Theoremen Schillingers, Schaeffers, Boulez', Xenakis' und Cages die Span-

nung zwischen Wissenschaft und Metaphorizität in transdisziplinär argumentierenden Poetologien auslotete. Als Fortführung seiner Reflexionen zur Modellierung künstlerischer Prozesse hinsichtlich des Paradigmas der »Sprachlichkeit«, bei denen Mandolini im Mai zunächst Adornos Konzept der Musique informelle diskutiert hatte, verstand sich der Vortrag »Die andere Art zu wollen: Eine kritische Annäherung an die Ideologie von John Cage« im Forschungskolleg. Einen Modellfall musikalischer Heuristik erörterte Mandolini in der Vorlesung »Die elektroakustische Rekonstruktion des ersten Bildes der *Glücklichen Hand* von Arnold Schönberg« am Musikwissenschaftlichen Institut.

Eine Begegnung mit dem Komponisten ermöglichte ein Konzert Ende Juni im Musiksaal des Musikwissenschaftlichen Instituts, in dem Man-

dolini neben eigenen Werken auch Realisationen seiner Studenten präsentiert. An vier Tagen wurde auch das im Mai begonnene Seminar »Von der Analyse zur Re-konstruktion« zu Ende geführt. Ergebnisse dieser praktischen Umsetzung musikalischer Heuristik waren bei der abschließenden Veranstaltung im Rahmen der Reihe *Kultouren* Anfang Juli zu hören: Unter dem Motto »Der Hörer als Komponist: Schöpferisches Musikverstehen zwischen Theorie und Praxis« kam es hier zu einer Engführung der Ansätze Mandolinis, bei der ästhetische Produktion, Rezeption und Reflexion sinnfällig ineinander griffen.

Ralph Paland

Medieval Memory Art

Veranstaltungen mit Mary J.

Carruthers

25. und 26. Juni 2007

Auf Einladung des Teilprojekts A2.1 war Mary J. Carruthers, *Erich Maria Remarque* Professor am Department of English der New York University, zu Gast im Forschungskolleg. In Mediävistenkreisen und weit darüber hinaus ist sie für ihre grundlegenden Forschungen zu mittelalterlichen Konzepten von »Gedächtnis« bekannt. Sie konnte zeigen, dass *memoria* ein vielschichtiger, eng mit monastischer Kultur verbundener Begriff der Rhetorik ist, der nach mittelalterlichen Theorien nicht nur auf die Speicherung von Wissen bezogen wird, sondern auch auf den kreativen Umgang damit. Diese Verbindung zwischen *memoria* und *imaginatio* macht die mittelalterlichen Theorien in hohem Maße anschlussfähig an die Neurowissenschaften, die ähnliche Zusammenhänge auf experimenteller Basis »neu entdecken«.

Wichtig für die Fragestellungen des Kollegs ist, dass Gedächtnistheorien im Mittelalter auch die Produktion und Rezeption medialer Erzeugnisse beeinflusst haben. In diesem Kontext ist vor allem der Zusammenhang zwischen mentalen mnemotechnischen Bildvorstellungen und materiellen Bildern relevant. In ihrem Abendvortrag »Thinking with Images« stellte Mary Carruthers zunächst verschiedene, von mittelalterlichen Autoren zum Teil kontrovers diskutierte Techniken vor, wie man sich mit Hilfe mentaler Bilder etwas merken könne. Dazu zählt etwa die auf antike Quellen zurückzuführende *memoria verborum*, bei der zu einzelnen Wörtern oder Silben – oft auf der Grundlage von Wortspielen – Merkbilder erfunden werden. Solche geistigen *notae* dienen dazu, den Denkprozess in Gang zu bringen. Wie

Mary Carruthers ausführte, können aus einzelnen Wörtern entwickelte groteske Marginalzeichnungen in mittelalterlichen Handschriften eine ähnliche Funktion erfüllen. Dass Überraschungseffekte und Humor zur besseren Einprägsamkeit von Bildern beitragen, demonstrierte sie in ihrem Vortrag auch praktisch: Den Namen des Hundes, dessen Bild unvermutet zum Einstieg projiziert wurde, behielten die Zuhörer problemlos im Gedächtnis!

Die angeregte Diskussion nach dem Vortrag wurde am nächsten Tag im Rahmen des Workshops »Structures for Channelling the Giddy Brain« fortgesetzt. Dort zeigte Mary Carruthers zunächst eine Reihe von Diagrammen aus mittelalterlichen Handschriften, anhand derer sich die Rezipienten bestimmte Zusammenhänge vergegenwärtigen können (z.B. schematische Gebäudezeichnungen). An die Präsentation schloss sich ein fruchtbarer interdisziplinärer Gedankenaustausch an, bei dem linguistische Aspekte ebenso zur Sprache kamen wie literaturwissenschaftliche und kunsthistorische. Das Themenspektrum reichte von der oft überschätzten Rolle der Oralität im Hinblick auf mittelalterliche Bilderhandschriften, über die Funktionsweise des Arbeitsgedächtnisses bis hin zu Korrespondenzen zwischen den mittelalterlichen Diagrammen und Navigationsoberflächen von Computerprogrammen. So wurden diachrone und synchrone Perspektiven der Medienwissenschaft zusammengeführt.

Henrike Manuwald

Raumtechniken

Workshop

12. Juli 2007

Die Kategorie des ›Raums‹ erfährt in den Kulturwissenschaften wie den Cultural Studies derzeit eine erhöhte Aufmerksamkeit. Analysen der Gegenwart als ›Zeitalter des Raums‹ (Foucault) finden ihre Entsprechung in der Diagnose eines epistemischen Shifts, der unter Labels wie *spatial turn*, *topological turn* oder *topographical turn* – wenn auch nicht unkontrovers – verhandelt wird. Als gemeinsamer Nenner der konstatierten ›Wenden‹ kann gelten, dass Räumlichkeit nicht als gegebene physikalische Größe oder Wahrnehmungskategorie, sondern als machtbefetztes Produkt ästhetischer, technischer und medialer Verfahren in den Blick gerät. Vor diesem Hintergrund zielte der Workshop »Raumtechniken. Konstitutionen von der Zone zum Globus« auf eine weitergehende Diskussion über die Bedingungen der Konstitution von Raum, wobei die operative Dimension im Vordergrund stand: Techniken der Vermessung, Visualisierung (Kartografie, Mapping) sowie der Inszenierung von Räumen. Wie konstituieren historisch verschiedene mediale Dispositive – von der Schrift bis hin zum satellitengestützten GPS – ganz unterschiedliche Topologien und Topographien: Körper, Fußgängerzonen, Strassennetze, territoriale Grenzen? Berührt waren damit zugleich diskurshistorische und

wissenspolitische Fragen: Welcher Stellenwert kommt der Konjunktur des Raumparadigmas in aktuellen Debatten um Globalisierung und Lokalisierung, um Bio- und Ökosphären, schließlich um die Dimension des Planetarischen zu?

Die eingeladenen ReferentInnen näherten sich diesen Fragestellungen aus unterschiedlichen Perspektiven: In ihrem Vortrag über die Medialität von Stadtkonzepten in der Nachkriegsmoderne untersuchte Kathrin Peters Verfahren der Visualisierung und ästhetischen Inszenierungen urbaner Räume und die daraus resultierenden topologischen Konstruktionen. Andrea Sick diskutierte die Funktion von Grenzfiguren (Fluchtlinien, Raster und Horizont) in gesellschaftlichen und medialen Raumzuständen. Unter dem Titel »Cognitive Mapping« meets »High-Tech Sweatshops« ging Oliver Lerone Schultz in einem ›filmischen Vortrag‹ der Verbindung der neuen Raumfigur und Realmetapher ›Sonderwirtschaftszone‹ mit Fragen spätmoderner Räumlichkeit, medialer Re-Präsentation und komplexer Selbstverortung/-positionierung im globalen Raum nach. Auch Erhard Schüttpeitz schließlich thematisierte den Zusammenhang zwischen Medien und globalisierten Räumen: Welche Narrative von Universalität und welches Explikationsverhältnis zwischen Kontinuität und Diskontinuität entstehen, wo Raumfiguren – von Braudel bis Latour – selbstreflexiv werden?

Konzeption: Ulrike Bergermann, Christoph Neupert und Gabriele Schabacher

The Parallax View. Zur Mediologie der Verschwörung

Konferenz

18. und 19. Oktober 2007

Universität zu Köln, Neuer Senatssaal

Verschwörungstheorien handeln von Doppelagenten, unsichtbaren Netzwerken und verdächtigen Objekten. Sie postulieren geheime Dimensionen des Politischen. Als »Verschwörungstheoretiker« wird in der Regel der politische Gegner bezeichnet. In diesem Zusammenhang artikuliert der Begriff den Vorwurf, dass eine simplifizierende, meist manichäische Logik und ein pathologisches Denken an die Stelle eines rationalen Diskurses treten. Was aber, wenn man Verschwörungstheorien als Theorien und somit als Verfahren der Wissensgenerierung ernst nimmt? Sie weisen dann, so die These, nicht nur logische und häufig komplexitätssteigernde Züge auf, sondern auch aufschlussreiche Parallelen zu anderen Formen der Wissens- und Theoriebildung.

Die spezifische Leistung der Verschwörungstheorie kann dabei als »Parallaxe« (*parallax view*) begriffen werden. Obwohl ihre Formen der Beobachtung, Speicherung und Auswertung denen wissenschaftlicher Vorgehensweisen ähnelt, gewährleistet sie einen fremden Blick auf die Welt, eine Verschiebung der Perspektive, die neues Wissen generieren kann. In der Auseinandersetzung mit Verschwörungstheorie wird überdies deutlich, dass die Produktion von Wissen grundsätzlich narrativ verfasst ist und zwischen Fakten und Fiktion oszilliert.

Medien bilden den zentralen Reflexionsgegenstand der Verschwörungstheorie. Diese thematisiert asymmetrische Wissensbestände unterschiedlicher Gruppen (Arkanwissen), die Zirkulation von Information und Desinformation zwischen ihnen (*simulatio/dissimulatio*/Spionage), Überwachung und verborgene Kontrolle. Verschwörungstheorie und Medientheorie sind sich insofern ähnlich, als sie beide Agenten der Wissensproduktion unter der Oberfläche zu lokalisieren suchen.

(Programm auf der folgenden Seite)

Donnerstag, 18. Oktober 2007

10:15-10:30 Ludwig Jäger: Begrüßung

10:30-10:45 Arno Meteling: Einführung

I. Epistemologie der Paranoia (Moderation: Marcus Krause)

10:45-11:45 Stephan Gregory (München/Weimar): Das paranoische Pendel. Konjunkturen des Verschwörungsdenkens

11:45-12:45 Ralf Klausnitzer (Berlin): Geheimer Gang menschlicher Machinationen. Beziehungssinn und Zeichenökonomie von Verschwörungstheorien im 18. Jahrhundert

14:15-15:15 Anna Tuschling (Basel): Deutungswahn und Wahnanalyse. Mediale Aprioris der Paranoia bei Freud und Lacan

15:15-16:15 Torsten Hahn (Köln): Waste Theory. Die andere Seite der Verschwörungstheorie

II. Poetologie des Verdachts (Moderation: Sabine Hänsgen)

16:45-17:45 Matthias Bickenbach (Köln): Der Satellitenblick und die Menschheitsverschwörung. DER STAATSEIND Nr. 1 und Jean Pauls Luftschiffer Giannozzo als Figuren latenter Paranoia

17:45-18:45 Sulgi Lie (Berlin): Allegorien der Totalität. Verschwörung als »Cognitive Mapping« in Fredric Jamesons politischer Filmästhetik

Freitag, 19. Oktober 2007

09:30-10:30 Ute Holl (Berlin): Die Türen, die Literaturen und die NSA. Poetologien der Kombinatorik in Sydney Pollacks DIE DREI TAGE DES CONDORS

10:30-11:30 Thomas Weber (Berlin): Die Dramaturgie des subjektiven Zweifels. Ein Inszenierungsmodell von Verschwörungstheorien im Fernsehen

III. Verschwörungskulturen (Moderation: Markus Stauff)

12:00-13:00 Stefan Nellen/Robert Suter (Basel): Unheimliche Gäste. Über Figuren des Verdachts

14:30-15:30 Antje Dallmann (Berlin): BOTSCHAFT DER ANGST. Verschwörung als Trope von Maskulinität in der Krise, 1959-2004

15:30-16:30 Eva Horn (Basel): »Danach vmtl. Geschlechtsverkehr«. Überwachungsmedien in Fritz Langs SPIONE und Florian Henkel von Donnersmarks DAS LEBEN DER ANDEREN

17:00-18:00 Lorenz Engell (Weimar): »Feuer, zieh mit mir«. Die Mediologie der Verschwörung bei David Lynch

Das Ich im Bild

von Ursula Peters

Köln/Weimar/Wien: Boehlau 2007

In der Monographie *Das Ich im Bild. Autorbilder in volkssprachigen Handschriften des 13. bis 16. Jahrhunderts* geht es – im Sinne der neueren mediävistischen Diskussionen um eine Material Philology – um die besondere Bedeutung, die in der volkssprachigen Literatur des Mittelalters den Bilderhandschriften für die Herausbildung der Konzepte von Autor und Autorschaft zukommt. Im Zentrum stehen die komplizierten Text-Bild-Relationen der »Illustration« der Ich-Rede, wie sie in deutschen und romanischen Bilderhandschriften des 13. bis 16. Jahrhunderts greifbar sind: die oeuvrekstituierende Rolle der Autorbilder romanischer und deutscher Liedersammlungen, die Autor-auctoritas in Bilderzyklen didaktischer Textcorpora, die Fixierung des Autorwechsels im Layout (und nur hier) der Rosenroman-Überlieferung, die typenspezifischen Autorszenarien des illustrierten geistlichen Allegorie-Textcorpus des Pelerinage de la vie humaine, die divergierenden Überblendungen der Ich-Rede als Protagonist, Erzähler und Autor in den illuminierten Oeuvresammlungen eines Guillaume de Machaut, Alain

Chartier oder der Christine de Pizan und schließlich – als eine Art Gegenbeispiel – das von 1520 bis 1560 entstandene sog. Trachtenbuch des Augsburger Fugger-Buchhalters Matthäus Schwarz mit seiner Lebensgeschichte in Bildern, denen autobiographische Ich-Kommentare beigelegt sind.

An diesen sehr verschiedenen Fallbeispielen, vornehmlich der Romania, wird gezeigt, wie sehr auf der Ebene der bebilderten Handschrift die Piktoralisierung des Ich der bevorzugte Ort ist, an dem sich Protagonisten- oder Erzählerfiguren in einer zwischen Text und Bild oszillierenden Lektüre in Autoren verwandeln, und damit zugleich ein prominenter Schauplatz für die Ausdifferenzierung ganz unterschiedlicher Autorschafts- und Textkonzepte im Umfeld von Textcorpus-Anonymität und Autoroeuvre, mündlichem Vortrag und gelehrter Autorschaft.

Der Darstellung ist ein Dokumentationsteil mit ca. 300 Autorbildern beigelegt.

Strategien der Verdattung. Formationen der Medien- nutzung Bd. 2

hg. v. I. Schneider und I. Otto
Bielefeld: transcript 2007

Die Nutzung der Medien wird entscheidend formiert durch die kulturelle Kommunikation über Medien, durch die Art und Weise, wie über diese Medien nachgedacht, gesprochen, geschrieben und geurteilt wird. Mediendiskurse, so eine zentrale These der Reihe *Formationen der Mediennutzung*, müssen als wirkungsvolle, performative Diskurse beobachtet werden, deren formative Effekte in den Nutzungsformen der Medien sichtbar werden. Im zweiten Band dieser Reihe werden unterschiedliche *Strategien der Verdattung* vorgestellt, die durch das Ziel bestimmt sind, Mediennutzer, sei es in Grafiken oder Statistiken, sichtbar zu machen und auf diesem Wege Mediennutzung zu steuern. Der Band konzentriert sich zum einen auf die Anfänge der empirischen Medienforschung in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, zweitens auf die zweite Phase der Institutionierung dieser Forschungen nach 1945 einsetzt. Der Band

untersucht diskurspolitische Aspekte, die prägend sind, wenn das Medienpublikum durch Verdattung zu einer sichtbaren Größe formiert wird. Die Untersuchung der Diskurspolitik lenkt den Blick auf Kontroversen und Aushandlungsprozesse, die sich nicht nur im wissenschaftlichen Feld der empirischen Forschung abspielen, sondern aus einem Zusammenspiel unterschiedlicher Bereiche resultieren, in denen Verfahren der Sichtbarmachung des Medienpublikums Relevanz gewinnen. Die Perspektive des Bandes richtet sich also nicht nur auf wissenschaftliche, sondern auch auf pädagogische, ökonomische und politische Strategien der Verdattung.

In der ersten Sektion werden signifikante Kontroversen um die Aushandlung von Messverfahren vorgestellt; in der zweiten Sektion geht es um Entwürfe und Verwerfungen von Forschungsprogrammen, die die Prozesse der Institutionierung begleiten. Die Beiträge der dritten Sektion verfolgen die Doppeldeutigkeit des Begriffs der Verdattung, der sich einerseits auf Verfahren der Datenerhebung, andererseits auf Methoden der Darstellung eines Medienpublikums in Schaubildern, Tabellen oder Diagrammen bezieht. Den Abschluss bilden Beiträge über wissenschaftliche Praktiken der Verdattung, die die Frage fokussieren, welche Positionierungen des Subjekts mit solchen Praktiken vorgenommen werden.

Komposition und Musik- wissenschaft im Dialog VI (2004-2006)

hg. von Marcus Erbe und Christoph
von Blumröder
Herbst 2007 im LIT Verlag

Die Schriftenreihe *Signale aus Köln* dokumentiert seit nunmehr zehn Jahren den regen Gedankenaustausch, der zwischen international renommierten Komponisten und der akademischen sowie außerakademischen Öffentlichkeit am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität zu Köln stattfindet. Der in Kürze erscheinende Band 12, der schwerpunktmäßig dem richtungsweisenden Bereich elektroakustischer Musik gewidmet ist, umfasst unter anderem kompositionstheoretisch grundlegende Beiträge von Francis Dhomont (»Abstraktion und Gegenständlichkeit in meiner Musik«), Elizabeth Anderson (»The Metaphorical Element in my Music«) und Jonty Harrison (»Musical and Everyday Sounds: Abstract and Abstracted Discourse in Acousmatic Music«). Deren Texte exemplifizieren zentrale Problembereiche und ästhetische Spezifika des Genres, ebenso wie gerade konsequenterweise ein Dialog

zwischen Ludger Brümmer und Hans Tutschku den Inhalt des Buches beschließt, die beide zum überhaupt allerersten Mal gemeinsam über Prämissen und Prinzipien ihrer kompositorischen Arbeit diskutierten.

Zusätzlich zu den Einzelvorträgen sind die Transkriptionen zweier hochkarätig besetzter Roundtables enthalten, bei denen Komponisten während des Symposiums *Audiovisionen 2004* – einer Veranstaltung des Kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs – aktuelle Fragen elektroakustischen Komponierens erörterten. Ergänzend werden zwei Vorträge von Flo Menezes abgedruckt, der im Wintersemester 2004/05 als Gastprofessor des Kollegs die Lehre an der Kölner Universität bereicherte.

Mit Beiträgen von Elizabeth Anderson, Ludger Brümmer, Francis Dhomont, Johannes Fritsch, Jonty Harrison, Flo Menezes, Bernard Parmegiani, Henri Pousseur, Dimitri Terzakis und Hans Tutschku sowie einer Dokumentation des Internationalen Symposiums *Audiovisionen 2004*.

Der schöpferische Augenblick: Prozessualität, Kontingenz und Transformismus bei Bergson und Duchamp

Promotionsprojekt von Sarah Kolb

Mit Henri Bergson und Marcel Duchamp macht das Dissertationsprojekt zwei Protagonisten der französischen Moderne und namentlich Vorreiter des historischen Avantgardismus zum Gegenstand einer zusammenführenden Monographie. Ausgangspunkt des Projekts ist eine historische Bestandsaufnahme zum Modephänomen des »Bergsonismus«, welches im Paris des beginnenden 20. Jahrhunderts auch jenseits akademischer Kreise für heftige Kontroversen sorgt und das nicht zuletzt die zeitgenössische Kunstwelt maßgeblich beeinflusst. Während bereits mehrfach belegt ist, dass die Bewegungen des Futurismus und Kubismus in ihren Manifesten ausdrücklich auf Bergsonsche Thesen rekurrieren, steht eine eingehende Untersuchung der Relevanz von Bergsons Philosophie für Duchamps Werk noch aus. Das Projekt hat sich daher zum Ziel gesetzt, nicht nur Duchamps Frühwerk, welches noch im unmittelbaren Kontext mit den dogmatischen Auffassungen der Kubisten und Futuristen zu sehen ist, sondern insbesondere die Motive und das Methodenvokabular, die Duchamp seit 1912 und also in der Folge seiner künstlerischen *Emancipation* von den programmatischen Avant-

garden entwickelt, auf Bergsonsche Topoi und Strategeme hin zu untersuchen und ein facettenreiches Spektrum Berührungspunkte, Schnittstellen und Analogien offen zu legen.

Im Rahmen einer ikonologischen, bildwissenschaftlichen und medienphilosophischen Analyse wird Duchamps Werk dementsprechend sowohl in konzeptueller wie auch in methodischer und motivischer Hinsicht mit Bergsons Philosophie kurzzuschließen sein.

Ausgehend von jener *prozessualen* Auffassung des Abdrucks als Manifestation von Ablehnung/Forderung/Experiment/Differenz, die Georges Didi-Huberman zu einer von Duchamps zentralen Strategien erklärt, soll ein Bezug zwischen Duchamp und Bergson zunächst unter den Aspekten des Positiv/Negativ, der Berührung und des Duchampschen *infra-mince* (infinitesima-

ler Unterschied) resp. der Bergsonschen *durée* (stetiger Übergang) hergestellt werden. Im Weiteren wird jenes Prinzip der *Kontingenz*, mit dem Duchamp nicht nur seine revolutionären *Ready-mades*, sondern eine ganze Reihe künstlerischer »Experimentalsysteme« (Hans-Jörg Rheinberger) oder »Gemälde des Zufalls« (Herbert Molderings) konzipiert, auf Bergsons zentrales Argument einer wesentlichen Unberechenbarkeit und Unvorhersehbarkeit jedes genuin schöpferischen Prozesses zurückzuführen sein. Schließlich soll auch jenes Modell des *Transformismus*, mit dem Jean-François Lyotard Duchamps Werk im Spannungsfeld einer »Logik der Dissimulation« und eines »Ironismus der Affirmation« lokalisiert, nähere Beleuchtung finden und im Anschluss an Dieter Daniels nicht zuletzt im Hinblick auf Duchamps Vorreiterrolle für die zeitgenössische Konzept- und Medienkunst untersucht werden.

Zusammenfassend wird einerseits nachzuweisen sein, dass Duchamp – insofern er seine Kunst eben *jenseits* eines dogmatischen Bergsonismus und im *Wechselspiel* zwischen »Präzisionsmalerei« und »Indifferenzschönheit« entwickelt – eine viel originellere und adäquatere Vergegenwärtigung des Bergsonschen Grundgedankens leistet, als man dies von einem auch noch so explizit dem Bergsonismus verschriebenen Manifest je behaupten könnte. Andererseits soll rückblickend versucht werden, Bergsons Philosophie auf der Basis einer Projektion ins Duchampsche Universum einer kritischen Relektüre zu unterziehen.



Sarah Kolb war 2005/2006 Junior Fellow am IFK Wien und von Oktober 2006 bis Juli 2007 IFK-Abroad Fellow am Kulturwissenschaftlichen Forschungskolleg. Forschungsschwerpunkte: Epistemologie, Lebensphilosophie, Avantgardismus, Psychologie des Bildes, Medientheorie. Neueste Veröffentlichungen: Living rooms, in: Andreas Beltinger/Alexandra Berlinger/Wolfgang Fiel: *tat ort*. INWENDIG, Wien: Springer Verlag 2007, S. 56-57; NEU/ZEIT/WELT/ALL/SCHAU. Zur utopologischen Verfassung des Menschen, in: Jutta Strohmaier: *Im Dickicht*, Graz: Medienfabrik 2005, S. 19-21; Virtualität ist eine Frage der Faltung. Über Windungen, Gedächtnislücken und Gedankensprünge, in: Lucas Gehrmann (Hg.): *Lebt und arbeitet in Wien II*. Positionen aktueller Kunst, Wien 2005, S. 169-171.

© Bibliothèque littéraire Jacques Doucet (Archives de Bergson), Paris

Die Disziplinierung des Bildes: Imagination und politische Ordnung

Vorstellung des Teilprojekts C9

von

Friedrich Balke und Leander Scholz

Die Möglichkeit kollektiver Ordnungen wird in jüngeren Gesellschaftstheorien auf die Existenz von symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien zurückgeführt, wobei auffällt, dass es den Vertretern dieser Auffassung nicht gelingt, den Sinn von Symbol und symbolisch befriedigend zu klären. Das Forschungsprojekt nimmt diese theoretische Leerstelle zum Anlass, um nach der Funktionsweise des Imaginären für die Regulierung kollektiver Ordnungen seit der Frühen Neuzeit und damit seit der Verwandlung von Bilderkult in Bilderkunst zu fragen. Theoretischer Ausgangspunkt sind insofern die einschlägigen Arbeiten zur Transformation des von Ernst Kantorowicz analysierten juristischen Körperschaftsbegriffs, als sie eine Theorie der politischen Wirksamkeit von Realfiktionen enthalten. Obwohl das Untersuchungsfeld bei Kantorowicz auf die politische Theologie des Mittelalters beschränkt bleibt und die Zentralmetapher des *body politic* nicht über die Schwelle der Frühen Neuzeit hinaus verfolgt wird, lassen insbesondere die der königlichen Repräsentationspraxis des französischen Absolutismus gewidmeten Arbeiten von Louis Marin erkennen, dass die politische und soziale Ordnung von »Fiktionsgerüsten« (Pierre Legendre) getragen wird, deren moderne Säkularisierung wider Erwarten zu keinem kollektivsymbolischen Nullpunkt führt.

Aus diesem Grund geht das Forschungsprojekt davon aus, dass die theatralisch-bildhafte Dimension des Politischen ohne eine Theorie des Imaginären nicht zu erfassen ist. Keine Gesellschaft existiert ohne Institutionen, und Institutionen sind in ihrer Operationsweise nicht ohne imaginäre Anrufungen zu begreifen. Damit sich eine Ansammlung von Individuen als kollektiver Agent verstehen und entsprechend verhalten kann, um sich überhaupt institutionsfähig zu machen, sind eine Reihe von genuin ästhetischen Prozeduren erforderlich, die die Funktionsweise des Politischen als untrennbar von der Intervention eines Registers der Sichtbarmachung erweisen. Als methodologische Bezugsgröße können dabei die Arbeiten von Cornelius Castoriadis fungieren, in denen politische Institutionen nicht primär funktionalistisch begriffen werden, sondern einer symbolischen Logik gehorchen, für die Fiktionen und imaginäre Präfigurationen die ausschlaggebenden Verfahren sind. Auch die soziologische Systemtheorie signalisiert mit der Be-

deutung, die sie sogenannten symbolisch generalisierten Kommunikationsmedien beimisst, den Bedarf funktional ausdifferenzierter Gesell-

schaften nach übergreifenden, soziale Differenzen und arbeitsteilige Praxisfelder überbrückenden »symbolischen Formen« (Ernst Cassirer), verfehlt jedoch den konstitutiven Beitrag dieser Formen für die Gründung des Raumes, in dem die Gesellschaft ihre Differenzen eintragen kann und sich selbst in Szene setzt. Für das Politische im Zeitalter der Moderne ist die symbolische Verankerung in einem Akt der Konstitution maßgeblich, der nicht länger in mythische Urzeiten verweist, sondern als *pouvoir constituant* »unter den Augen der Zeitgenossen« stattfindet, sich als »erhabenes« Ereignis zur Geltung bringt und eine neue Geschehenskette stiftet. Anders als Hannah Arendts Einschätzung, dass es sich bei dieser Konstitution um einen Gründungsakt handelt, der »außerhalb aller Gründungslegenden« liegt, schließt das Forschungsprojekt an die Perspektive an, die Jean Starobinski eröffnet hat, um die Entstehung des revolutionären Gründungsereignisses auf ihre imagologischen Voraussetzungen hin zu befragen.

Seit der Frühen Neuzeit lässt sich ein institutioneller Ikonoklasmus beobachten, der auf die Problematik einer gesamtgesellschaftlichen Repräsentation reagiert. In dem Maß, wie Institutionen darauf verzichten, ihre Herkunft imaginativ plausibel zu machen, wächst auch die Theoriesorge um das Imaginäre. Der Zwang zur Verbildlichung und das Problem der Undarstellbarkeit scheinen eine Disziplinierung und Reorganisation des Bildes nötig zu machen, durch die der Ikonoklasmus selbst vom Bild inkorporiert werden kann, indem Verfahren zur Bilderzeugung im Bild thematisch werden. Das Bild wird dabei insofern mentalisiert, als jedes Detail vom Betrachter vor das innere Auge gestellt werden soll, so dass sich eine szenische Prägnanz entfalten und das Subjekt zu einer regelrechten Bilderzeugungsmaschine werden kann. Das Imaginäre wird somit nicht mehr über eine Gemeinsamkeit stiftende Teilhabe an symbolischer Repräsentation



Thomas Hobbes: *Leviathan*,
Titelbild der Erstauflage (1651)

tion sicher gestellt, sondern über Verfahren der Perspektivierung des Betrachters. Voraussetzung für diese Disziplinierung des Bildes scheint erstens die Herauslösung des Bildes aus seinem religiösen Referenzzusammenhang zu sein, wodurch eine ästhetische Rezeption in Gang gesetzt werden kann, und zweitens eine Theorie der Imagination, die auf die Mentalisierung des Bildes abzielt. Unter dieser Perspektive untersucht das Forschungsprojekt politische Theorien der Frühen Neuzeit auf implizite Bildtheorien und überprüft die These, dass sich in der gleichzeitigen Kritik der Idole und der Ausarbeitung einer Theorie der Imagination



Jacques Louis David :
Der Ballhaussschwur (1791)

der Imagination der Zwang zur Verbildlichung und deren zunehmende Problematik wiederfinden lässt. Im Vordergrund der Untersuchung steht dabei die Frage, welche Medientechniken der Adressierung entwickelt werden, um die in geistlichen Übungen geschulte Vorstellungskraft politischen Zwecken in Form einer mikropolitischen Steuerung zur Verfügung zu stellen.

Dass sich bis in die Frühe Neuzeit keine Theorien der Imagination im Sinne einer Mentalisierung finden lassen, kann als ein Indiz dafür angesehen werden, dass die zunehmenden Bilddiskurse auf ein Steuerungsproblem kollektiver Ordnungen reagieren. Die ästhetische Referentialisierung des Bildes mittels einer Repräsentationstechnik ist die Voraussetzung für die Umstellung von genealogischen auf immanente Ordnungsstiftungen. Auffällig ist, dass dadurch von der Landschaftsdarstellung bis zur Darstellung von Alltagsszenen alles bildwürdig werden kann. Dabei scheint es wesentlich um die Schaffung eines gemeinsamen Zeichenvorrats zu gehen. Die räumlich basierte Repräsentationstechnik leistet eine imaginäre Duplizierung der Subjekte, indem sie die Subjekte über eine Subjekt-Objekt-Relation in ein Subjekt-Subjekt-Verhältnis bringt. Die Einheit des Politischen wird nicht in der Einheit einer genealogischen Stiftungsautorität fundiert, sondern in einer imaginären Einheit der Subjekte, die der territorial organisierten Staatsgewalt korrespondiert. Deren Sichtbarmachung besteht nicht in einer Verdoppelung des Raums, sondern in seiner Generierung mittels detaillierter Beschreibungen bis in die Mikroebene hinein. Durch den Einsatz von Verfahren der Perspektivierung werden dabei solche Adressen erzeugt, die es allererst erlauben, die Subjekte als Subjekte eines einheitlichen Raumes zu lokalisieren.

Während die Bildskurse der Frühen Neuzeit die Disziplinierung und Mentalisierung des Bildes im Rahmen einer Erkenntnistheorie verhandeln

und das Bild somit stets als ein Objekt betrachten, entwickeln die sich im Laufe des 18. Jahrhunderts etablierenden Theorien des Ästhetischen eine Adressierungspolitik, bei der das Bild nicht mehr als Objekt, sondern unter kommunikationstheoretischen Aspekten thematisch wird. Im Vordergrund steht dabei die Problematik, wie die mittels einer Repräsentationstechnik erreichte Stabilisierung des Imaginären unter den Bedingungen gesellschaftlicher Ausdifferenzierung in zeitliche Verfahren der Steuerung übersetzt wird. Auffällig an den Diskursen des Ästhetischen ist, dass das Bild gänzlich von seinem Objektstatus gelöst und in überwiegend zeitliche Rezeptionsphänomene transformiert wird. Vor diesem Hintergrund verfolgt das Forschungsprojekt die These, dass es dabei um eine Lenkung der Aufmerksamkeit geht, indem ein auf zeitlichen Verläufen basierendes Aufmerksamkeitsfeld geschaffen wird, mit dem die Synchronisierung auch unter Bedingungen von verstärkten Ungleichzeitigkeiten sicher gestellt werden kann. Die Einübung spezifisch ästhetischer Wahrnehmung verstränkt sich insofern mit einer Theorie der Kommunikation, als es um das ordnungspolitische Problem zu gehen scheint, wie eine kommunikative Markierung funktionieren kann, die nicht mehr im Status eines Objekts fixiert sein darf und dennoch eine Lenkungsmöglichkeit eröffnet.

Ein kommunikatives Ereignis muss auf eine Weise existieren, dass es sich zugleich in der Zeit und gegen die Zeit ereignet. Auch wenn es nicht mehr als Objekt aufgefasst werden kann, muss auf das Ereignis wie auf ein Objekt Bezug genommen werden können. Dieser paradoxe Objektstatus wird in den Ästhetikdiskursen des 18. Jahrhunderts dadurch reflektiert, dass das Imaginäre als eine Verdichtung von Kommunikation verstanden wird, mittels der Kommunikation generiert und gesteuert wird, die aber selbst keine Kommunikation sein darf. Ästhetisches wird in dem Sinne als kompakt aufgefasst, dass es Differenzen beherbergt, ohne in sich different zu sein. Das Imaginäre scheint insofern als ein Ereignis verstanden zu werden, als es mit der Möglichkeit eines ständigen Rekurses Differenzen in Gang setzt, ohne sich selbst zu verbrauchen. Insofern reagieren die Ästhetikdiskurse auf den Umstand, dass politische Entscheidungen zunehmend selbst der Temporalisierung unterliegen und das kommunikative Ereignis zum zentralen Medium des Politischen wird, auf das als Verfahren imaginärer Retotalisierung auch ausdifferenzierte Gesellschaften nicht verzichten können.